

◀◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Meinolf Ahrens

Unsere Sorgen möchten wir haben

Studienwoche über grenzüberschreitende Kulturarbeit

3

Halrun Reinholz

Hausvater des Deutschen Ostens

Sachwalter des ostdeutschen Kulturerbes: Ortfried Kotzian

6

Dieter Göllner

Wohin gehen wir? Immer nach Hause

Die Ausstellung „Angekommen“ in Düsseldorf

7

Die Ulmer Schachtel war nicht für Kram gedacht

„Heimatsachen“ im Donauschwäbischen Zentralmuseum

9

Brauchtum in Gebrauch halten

Oberplaner Kulturseminar für Deutsche in böhmischen Ländern

11

Zur Metapher erstarrt

Bernsteinkabinett in Ellingen

12

Rüdiger Goldmann

Dieser Stein bürgt nur noch gegen das Vergessen

Bürgstein im Elbsandsteingebirge

13

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Schmidt/Dittrich (Hg.): Friedrich-Werner von der Schulenburg

Hellbeck/Vatlin/Schmidt (Hg.): Russen und Deutsche (*Klaus Weigelt*)

15

Fiedler: Die Zeit (*Hans Pichler*)

17

Hummel: Paulus van Husen (*Norbert Matern*)

18

Publikationen des BKGE

19

Volkslieder aus Ostpreußen (*Martin Schmidt*)

20

Schlesische Dreiviertelstunde im Haus Schlesien

20

LITERATUR UND KUNST

Carsten Eichenberger

Tenor geworden, Kantor geblieben

Der Czernowitzer Medienstar Joseph Schmidt

22

Der Erde ein zweites Mal entrissen

Archäologie zur Bunzlauer Keramik

25

Silke Osman

„Jeder nach seinem Talent“, aber auch jede nach ihrem

„Frauen der Secession“ in Berlin

27

Durch die Welt der Kunst geht nie ein Riss

Sammlung Riese

28

Die Königin der Instrumente soll wieder regieren

Orgel-Stiftung Petrikirche

29

Wo man singt, das lass dich, Schlesier, nieder

Tagung des Arbeitskreises Schlesische Musik

30

KK-NOTIZBUCH

31



Kindlich nicht, aber doch jugendlich frisch soll Ihnen unsere „Kulturpolitische Korrespondenz“ im neuen Jahr entgegenkommen, mit den immer neuen alten Themen in neuem, farbenfrohem Gewand.

Die Förderung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien ermöglicht diese grafische Erfrischung, die keinen Traditionsbruch bedeutet, sondern Tradition zeitgemäß illuminiert.

Clara Siewerts „Mädchen mit Korallenkette“ (vgl. Seite 27) trägt auf grob gerastertem Blatt das Blau der „KK“ im Kleid und die steten Fragen im freundlichen Blick, eine Einladung an uns alle, gemeinsam nach Antworten zu suchen. (KK)

Unsere Sorgen möchten wir haben

Eine Studienwoche in Bad Kissingen zeigt die Schwierigkeiten grenzüberschreitender Kulturarbeit: Grenzen weniger, Arbeit umso mehr

Die vierte HDO-Studienwoche, die wie die vorigen von Dr. Ortfried Kotzian initiiert und inhaltlich gestaltet wurde, stand unter dem Motto: „Deutsche Kultur im Osten Europas: Grenzüberschreitende Kulturarbeit im Dienste der Völkerverständigung“. Es konnten rund 50 Teilnehmer aus Deutschland, Tschechien, Rumänien und Polen begrüßt werden, darunter waren etwa die Hälfte Studierende aus Pardubitz, Olmütz und einigen Universitäten Rumäniens. Mitveranstalter war die Bildungsstätte Heiligenhof in Bad Kissingen mit dem Studienleiter Gustav Binder sowie als Mitorganisator Dr. Meinolf Arens aus Wien.

Im Anschluss an die Vorstellungsrunde wurde der bewegende Film „Herr Zwilling und Frau Zuckermann“ gezeigt, in dem es um die Begegnung mit zwei der letzten Juden in der Bukowina geht. Dr. Kotzian referierte in seinem Eingangsvortrag über „Möglichkeiten der Bewahrung des deutschen Kulturerbes im östlichen Europa und die damit zusammenhängende Entwicklung der grenzüberschreitenden Kulturarbeit im Dienste der Völkerverständigung“. Er zeigte dabei anschaulich die von vielen Brüchen geprägte Entwicklung dieser kulturellen Verflechtungen seit etwa 1950 auf.

Nur aufgrund des Interesses von Angehörigen der jüngeren Generationen an diesen Themenfeldern ist eine Tradierung von Wissen rund um die Geschichte und Lebenswelt der Deutschen im Osten Europas möglich. Eine maßgebliche Rolle bei dieser Vermittlungstätigkeit spielen die drei dafür von dem Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien

(BKM) eingerichteten Stiftungslehrstühle in Pécs/Fünfkirchen, Cluj/Klausenburg und Olmütz/Olomouc, die zu diesem Symposium geladen worden waren.

Professor Dr. Gerhard Seewann aus Fünfkirchen, der Inhaber des dortigen Stiftungslehrstuhls für die Geschichte und Kultur der Deutschen in Ungarn, erläuterte dessen Aufgabenfelder und die damit verbundenen Schwierigkeiten. Ausführlich ging er auf die zentrale ökonomische und kulturelle

Bedeutung der Deutschen in der Geschichte Ungarns vom Mittelalter bis in die Gegenwart ein. Er kritisierte die jahrzehntelange national konnotierte Historiographie Ungarns, die kaum Platz für andere Deutungsmöglichkeiten gelassen habe und die Gesellschaft systemübergreifend in einen auf Dauer unhaltbaren und gegenüber den benachbarten Völkern isolierten geistigen Zustand geführt habe.

Die Negierung der Rolle der Nichtmagyaren in der Geschichte des

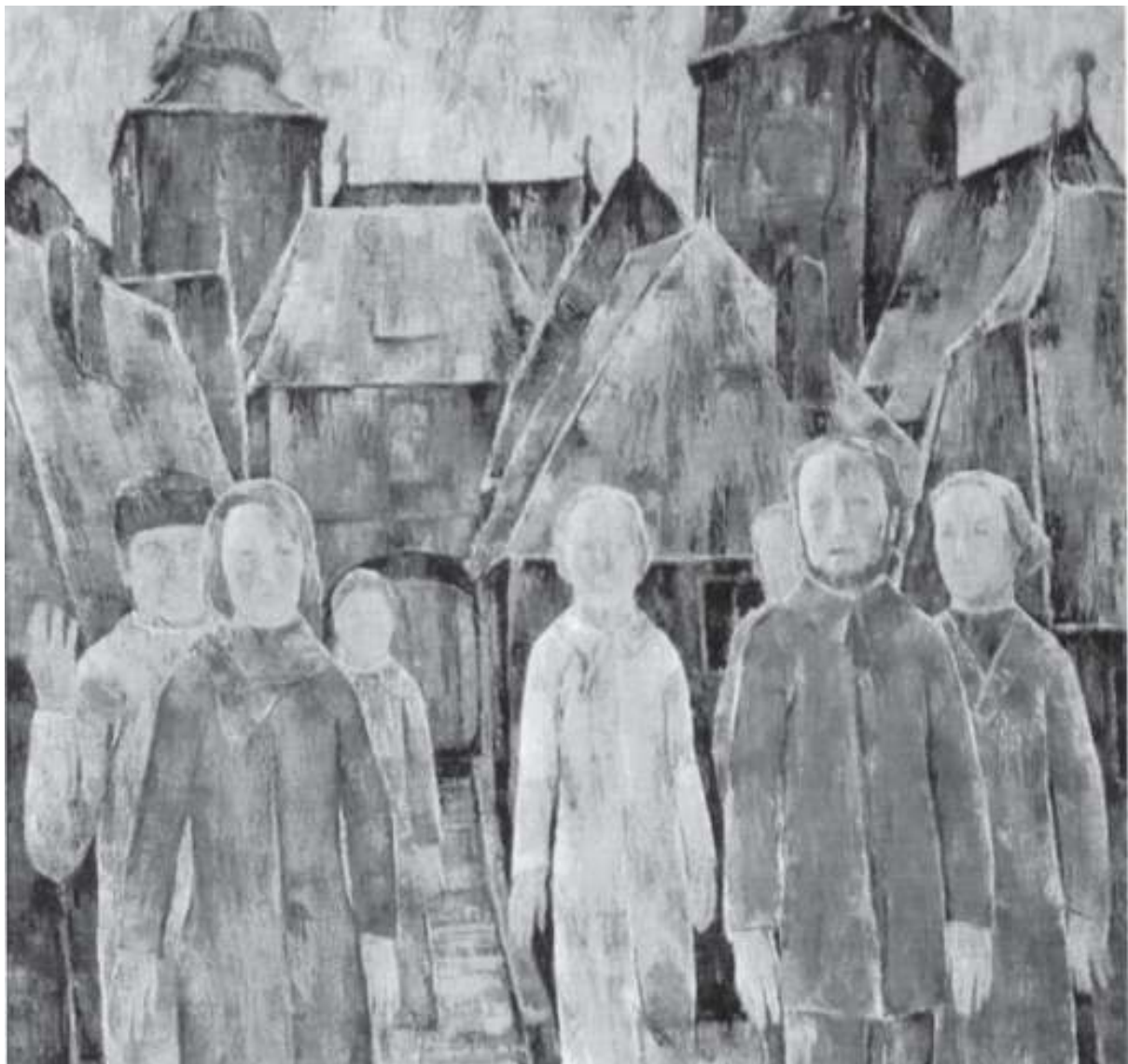
Landes und die gleichzeitige ethnozentrische Überhöhung und Deutung der Magyaren stellte er beispielhaft dar. Seine zentrale Aufgabe sieht Seewann in der Vermittlung neuer Fragestellungen und Forschungsmethoden.

Professor Dr. András Balogh, der Inhaber des Klausenburger Stiftungslehrstuhls für Deutsche Literatur und Kultur in Siebenbürgen sowie eines Lehrstuhls an der Budapester Universität, führte seine Arbeit in Rumänien vor. Die Studenten und Mitarbeiter sind Rumänen und Ungarn und in sehr kleiner Zahl Deutsche aus Rumänien. Inhaltlich beschäftigen sie sich mit den Verflechtungen von deutschsprachigen Texten und dem Schaffen von Deutschen und

Nur aufgrund des Interesses von Angehörigen der jungen Generationen ist eine Tradierung von Wissen um die Geschichte der Deutschen im Osten Europas möglich

andernationalen, deutsch schreibenden Autoren aus Rumänien in Vergangenheit und Gegenwart. Dabei spielt der Blick auf ihre Vernetzung mit den jeweiligen Literaturlandschaften in den westlichen deutschsprachigen Ländern eine zentrale Rolle. Seminare und Konferenzen in Deutschland und Österreich sowie wechselseitige Forschungsaufenthalte in Rumänien und den beiden wichtigsten deutschsprachigen Staaten sind dabei von Bedeutung.

Professor Dr. Ingeborg Fiala-Fürst, die stellvertretende Leiterin des Stiftungslehrstuhls in Olmütz, beschrieb die schwierige Genese und die Aufgaben dieser Einrichtung. Hauptthema ist die von der Forschung lange vernachlässigte deutsche Literaturlandschaft in Mähren, der immerhin Autoren wie Robert Musil entstammen. Da nach der nahezu vollständigen Vertreibung und späteren Auswanderung der Deutschen auch aus Mähren und wegen des allgemeinen



Das „Östliche“, gibt es das? Ist es zur Kulisse erstarrt? In dem Bild von Jutta Pallos-Schönauer treten Menschen uns entgegen, die es hinter sich gelassen haben und es doch in ihren Zügen und Gesten mit sich tragen

Bild: die Künstlerin

Desinteresses in der dortigen Gesellschaft an ihren deutschen Bezügen auch Kenntnisse der deutschen Sprache sich auf einen sehr kleinen Kreis reduzieren, ist die Germanistik in Olmütz von herausragender Bedeutung für die Bewahrung und Vermittlung deutschen Literaturerbes in Mähren und darüber hinaus. Das Engagement der international gut vernetzten Mitarbeiter zeigt sich in zahlreichen Veranstaltungen und Veröffentlichungen.

Die Heimatpflegerin der Sudetendeutschen, Dr. Zuzana Finger aus München, berichtete über Erfolge und Vorhaben im Rahmen des bayerisch-sudetendeutsch-tschechischen Kulturaustausches seit der Wende. An den zahlreichen regionalen Veranstaltungen nehmen fast ausschließlich Sudetendeutsche und in kleinerer Zahl Tschechen teil. Kaum beachtet werden diese Programme von der sonstigen Bewohnerschaft Bayerns. Ein zentrales Problem liegt in der Gewinnung jüngerer Menschen für die Thematik.

Dr. Petr Rojik aus Rotava/Rothau, ein Vertreter des Kulturverbandes der Deutschen in der Tschechischen Republik, beschrieb in seinem Vortrag die Geschichte seines 1969 gegründeten Verbandes. Der Verband ist bemüht, zum einen den verstreut lebenden Deutschen in Tschechien durch Veranstaltungen aller Art Räume für Begegnungen und den Gebrauch ihrer Muttersprache zu geben und der Mehrheitsgesellschaft zumindest punktuell Einblicke in die Lebenswelt und Kultur ihrer deutschen Mitbürger zu ermöglichen. Zentrales Problem ist die deutliche Überalterung der deutschen Minderheit in Tschechien.

Professor Dr. Franz Metz aus München referierte über 300 Jahre Musik bei den Donauschwaben. Er beschrieb in seinem Beitrag, den er mit zahlreichen Hörproben untermalte, Aktivitäten, Möglichkeiten und Probleme bei der Sicherung, Erforschung und Präsentation der donauschwäbischen

Musikkultur. Dabei betonte er, dass die ethnien- und sprachenübergreifende Verwobenheit von Musik und Musikkultur für die Regionen Banat, Schwäbische Türkei und Batschka typisch war. Hier kam es zu wechselseitigen Prägungen böhmischer, ungarischer, süddeutscher, serbischer, rumänischer und anderer regionaler Musiktraditionen und Elemente sowohl im säkularen als auch im sakralen Bereich.

Als letzter auswärtiger Referent berichtete Robert Leiter, der Koordinator des bayerischen Schülerwettbewerbs „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“, über dieses seit Jahrzehnten erfolgreiche Projekt. Neben der Präsentation einiger Wettbewerbe aus den letzten Jahren und der Beschreibung von Methodik und Aufgabenstellung wurde auch der aktuelle Wettbewerb vorgestellt, der sich auf die Staaten Serbien, Kroatien und Slowenien bezieht und dabei auch die deutschen Bezüge ihrer jeweiligen Kultur und Geschichte berücksichtigt. In vielen Staaten des östlichen Europas, so in Polen und Rumänien, wird der Schülerwettbewerb und seine pädagogische Konzeption gerne angenommen und geschätzt.

In einem abschließenden Beitrag würdigte Gustav Binder, der Studienleiter des Heiligenhofes, die jahrzehntelange diese Institution maßgeblich prägende Arbeit von Dr. Ortfried Kotzian, der Anfang 2013 als Leitender Regierungsdirektor des HDO in den Ruhestand verabschiedet wurde. Sein zentrales Anliegen, die Grenzen, Sprachen und Völker überschreitende Bewahrung des deutschen Kulturerbes im östlichen Europa, die Erinnerung an die Geschichte der Deutschen in diesem Raum und die Sondierung von Möglichkeiten, den dort verbliebenen deutschen Gemeinschaften ein gleichberechtigtes und würdevolles Leben zu ermöglichen, sind als Aufgaben für kommende Generationen zu verstehen.

Meinolf Arens (KK)

Hausvater des Deutschen Ostens

Das ostdeutsche Erbe ist ihm Lebensaufgabe, die Spannweite von der Bukowina bis Bayern Ehrensache: Ortfried Kotzian

Die letzten zehn Jahre leitete er das Haus des Deutschen Ostens in München und betreute im Auftrag des Bayerischen Sozialministeriums Projekte zur Pflege des ostdeutschen Kulturerbes in Bayern. Davor war der rührige Pädagoge (im Ursprungsberuf Lehrer) zwölf Jahre lang Geschäftsführer des Augsburger Bukowina-Instituts, das er von seiner Gründung an mitgestalten konnte.

Zwar ist Ortfried Kotzian 1948 in Bayerisch Schwaben geboren, doch liegt bereits in seinem Geburtsort der Hinweis auf die ostdeutsche Herkunft: Seine aus dem Sudetenland vertriebene Mutter durfte nicht in ihrem Wohnort Illertissen entbinden, sondern musste nach Fellheim in die „Geburtsanstalt für Flüchtlingsmütter“ ausweichen. Das ostdeutsche Erbe sollte Ortfried Kotzian auch weiterhin prägen.

Seine früh einsetzenden Aktivitäten in den sudetendeutschen Verbänden und in der DJO hatten stets das Ziel, dieses Erbe als selbstverständlichen Teil der deutschen Kultur zu vermitteln und bekannt zu machen. Dabei ging sein Blick immer auch über den Tellerrand hinaus zu anderen ostdeutschen Gruppen mit teils ähnlichen Schicksalen. Sein Mentor an der Universität Augsburg, wo er nach der Lehramtsprüfung noch ein Magister- und Doktoratsstudium absolvierte, war der Sozialkundler Professor Dr. Johannes Hampel, ein Sudetendeutscher der Flüchtlingsgeneration mit weitem Bildungshorizont, später Vorsitzender des Bukowina-Instituts, dessen toleranter Geist seinem Doktoranden aus der Seele sprach.

„Über die Kenntnis zur Erkenntnis gelangen“ wurde zu Ortfried Kotzians Motto. Die Studienreisen in die ehemaligen deutschen Ostgebiete, die er bereits in kommunistischen Zeiten mit Professor Hampel und

Studenten unternahm, erbrachten diesen Erkenntniseffekt und nebenbei viele persönliche Begegnungen. Auch Rumänien besuchte er Anfang der 80er Jahre und lernte dabei die Institutionen der Banater und Siebenbürger Deutschen kennen. Seine Dissertation schrieb er über „Das Schulwesen der Deutschen in Rumänien im Spannungsfeld zwischen Volksgruppe und Staat“ (1984) und lieferte damit eine der bis heute fundiertesten und vollständigsten Dokumentationen zum Thema.

Als Geschäftsführer des Bukowina-Instituts durfte Dr. Kotzian die politische Wende erleben, was ihn dazu bewog, unverzüglich Kontakt zu den Menschen und Institutionen in der Region des „Buchenlandes“ aufzunehmen. Partnerschaften, Austausch und Kooperationen folgten schnell. Gemeinsam



Kultur macht freundlich, dass man Sorgen- und Lachfalten gar nicht unterscheiden kann

Bild: Haus des Deutschen Ostens

veranstaltete Tagungen führten zu einem regen Reiseverkehr nach Suceava oder Czernowitz, anfangs noch unter abenteuerlichen Bedingungen, aber immer begleitet von hilfsbereiten Partnern vor Ort. Hilfreich für die Kontaktaufnahme war die Vermittlung der Buchenlanddeutschen, die im Bukowina-Institut als Besucher stets präsent waren, zumal auch ihre Landsmannschaft den Sitz in den Räumen des Instituts hatte. Über die geschichtlichen Fakten hinaus waren es immer die Menschen und ihre Schicksale, denen Ortfried Kotzian ein Forum geben wollte – wohl wissend, dass es für die Erlebnisse in den Herkunftsgebieten nur noch eine begrenzte Zeit Zeugen geben würde.

Im Bukowina-Institut rief er eine gern besuchte Vortragsreihe über die Deutschen im Osten ins Leben. Im Münchner HDO etablierte er mit dem „Erzählcafé“ eine außerordentlich erfolgreiche Veranstaltung, wo Zeitzeugen (gelegentlich auch Berühmtheiten wie Dieter Hildebrand) unter der einfühlsamen Moderation von Dr. Renate von Walther aus ihrem Leben plaudern konnten. Ortfried Kotzian war zum Abschluss seiner Laufbahn selbst Gast der Reihe und ließ sein bewegtes Berufsleben

in ostdeutschen Diensten in gewohnt humorvoller Weise Revue passieren.

Sein Ziel, die Menschen über ihre Geschichte (oder die ihrer Nachbarn) aufzuklären und dadurch zur Begegnung zu animieren, hat er stets hartnäckig verfolgt – auch bevor die politische Wende dies deutlich erleichtert hat. Die Früchte dieser Arbeit können sich sehen lassen: Er hat den „Ost-Bazillus“ in Augsburg implementiert, die Bukowiner Toleranz und Gastfreundschaft im Institut lebendig werden lassen und den „heiteren, versöhnlichen Blick auf den Osten“, wie ein Laudator anmerkte, auch im HDO gelebt. Für die Kontakte im Osten hat ihm dabei ein wichtiger Grundsatz geholfen: Vertrauen aufbauen und von der Gelassenheit dort lernen. In der Bukowina selbst hat man durch den Kontakt mit dem Augsburger Institut übrigens auch viel gelernt – über die eigene Geschichte, derer man sich erst nach der Wende bewusst werden konnte.

Dass Ortfried Kotzian für den Ruhestand noch weitere Ost-Projekte im Auge hat, wundert nicht – denn auch in der eigenen Familiengeschichte gibt es noch einiges aufzubereiten.

Halrun Reinholz (KK)

Wohin gehen wir? Immer nach Hause

Das sagte Novalis, die Protagonisten der Ausstellung „Angekommen“ konnten es nicht sagen

Die musikalisch umrahmte Eröffnungsveranstaltung der jüngsten Ausstellung des Zentrums gegen Vertreibungen, die das Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus in Zusammenarbeit mit dem Bund der Vertriebenen Nordrhein-Westfalen bis zum 11. April zeigt, fand im Beisein zahlreicher Besucher statt, darunter waren auch viele Ehrengäste und Persönlichkeiten des poli-

tischen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens in NRW. Hans-Günther Parplies, der NRW-Landesvorsitzende des Bundes der Vertriebenen (BdV), hob in seinem Grußwort die Bedeutung der Ausstellung für die Generation der Betroffenen hervor. Die BdV-Generalsekretärin Michaela Hriberski brachte die Thematik auf den Punkt, als sie in ihrer Ansprache betonte: „Eines ist klar:

Die Entwicklung unseres Landes nach nationalsozialistischer Unrechtsherrschaft und Krieg ist ohne die Aufbauleistungen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler undenkbar. (...) Die Ausstellung zeigt, wie sich aus dem Leid der Vertriebenen, ihrem ‚unsichtbaren Fluchtgepäck‘, ihrem Aufbauwillen und ihren Aufbauleistungen im Zusammenwirken mit den Einheimischen unser Land entwickelt hat.“

Anhand von aussagekräftigen Text- und Bildtafeln sowie zahlreichen Dokumentarphotografien und Plakaten werden in der Ausstellung die Flucht und Vertreibung von 12 bis 15 Millionen Deutschen, vor allem jedoch deren Integration in Westdeutschland beleuchtet. Auch wenn rückblickend gesagt werden kann, dass die Eingliederung der Vertriebenen ein Erfolg war, der zu den größten Leistungen Deutschlands nach 1945 zählt, war der Weg dahin häufig von menschlicher Härte und viel Leid geprägt. Es war keine lineare Erfolgsgeschichte, sondern für viele Vertriebene eine bittere Erfahrung.

Wer die Dokumentarschau im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus besucht, bekommt kompetente Antworten auf die Fragen: Wie sah Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg aus? Wie war die Lage der Heimatvertriebenen? Wie sahen die ersten Unterkünfte aus? Wie erfolgte die Integration? Was fordert die Charta der Vertriebenen? Die Ausstellung veranschaulicht verschiedene Etappen des langen und mühseligen Weges, den die „Angekommenen“ zu gehen hatten, ehe sie von einer neuen Heimat sprechen konnten. Erwähnung finden u. a. auch die alltäglichen Spannungen, die zwischen Alteingesessenen und Neuankömmlingen herrschten, obwohl alle bestrebt waren, das Land aus den Trümmern des Krieges gemeinsam wiederaufzubauen.

Die Präsentation spannt einen Bogen von der Ankunft der Vertriebenen über die ersten Jahre der „Wirtschaftswunderzeit“ bis



Kann, soll man Nachkriegselend ausstellen? Ist das Wirtschaftswunder einer Präsentation wert? In so nüchterner Ästhetik gelingt es überzeugend

Bild: Zentrum gegen Vertreibungen

in die Gegenwart. Die Veränderungen der gesamten deutschen Gesellschaft durch Flüchtlinge und Vertriebene in sozialen und politischen Belangen werden ebenso dargestellt wie die Rahmenbedingungen, die dafür erkämpft wurden, seien es Rechtsstatus, Städtebau, Gedenkkultur oder die Pflege der eigenen kulturellen Wurzeln. Nicht zuletzt finden sich Hinweise auf den regen Kultur- und Religionsaustausch, der nach 1945 in Deutschland herrschte.

In der Ausstellung wird auch die aktuelle deutsche Museenlandschaft vorgestellt, wo zahlreiche Häuser sich mit der Pflege und Bewahrung der ostdeutschen Kulturgüter beschäftigen. Sammlungsschwerpunkte und Hintergrundinformationen zu den Einrichtungen – das Siebenbürgische Museum in Gundelsheim auf Schloss Horneck am Neckar, das Schlesische Museum Görlitz, das Donauschwäbische Zentralmuseum Ulm, das Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, das Westpreußische Landesmuseum Münster, das Ostpreußische Landesmuseum Lüneburg sowie das

Pommersche Landesmuseum Greifswald – werden in Wort und Bild aufgezeigt.

Hinzu kommen Vitrinen mit thematisch passenden Anthologien und Buchtiteln wie „Flucht, Vertreibung, Integration“ (herausgegeben von der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland), „Integration – Vertriebene in deutschen Ländern nach 1945“ (herausgegeben von Maria Krauss), „Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder“ (erschienen im Landschaftsverband Westfalen-Lippe), „Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach

1945“ von Andreas Kossert und „Wir sind daheim. 60 Jahre Siebenbürger Sachsen in Nordrhein-Westfalen“.

Um Literatur ging es übrigens auch am Stand des BdV-Buchdienstes, der im Foyer des Gerhart-Hauptmann-Hauses u. a. die Katalog-Trilogie zu den Ausstellungen des Zentrums gegen Vertreibungen „Die Gerufenen“, „Erzwungene Wege“ und „Angekommen“ in einem Schubert anbot. Unter www.bdv-buchdienst.de sind auch weitere interessante Titel einzusehen und zu erwerben.

Dieter Göllner (KK)

Die Ulmer Schachtel war nicht für Kram gedacht

Die „Heimatsachen“ im Donauschwäbischen Zentralmuseum entpuppen sich gleichwohl als gar vielerlei Art

Eine der jüngsten kulturellen Veranstaltungen, die im Donauschwäbischen Zentralmuseum (DZM) Ulm das Interesse vieler Besucher weckte, war die Lesung mit Gerhard Ortinau. Der 1953 in Borcea, Kreis Calarasi (Rumänien) geborene Schriftsteller ist in Sackelhausen bei Temeswar/Timisoara aufgewachsen. Er studierte Germanistik und Romanistik an der Universität Temeswar.

Ortinau war in den 1970er Jahren eines der Gründungsmitglieder der „Aktionsgruppe Banat“, der Persönlichkeiten wie Richard Wagner, Rolf Bossert, William Totok, Johann Lippert und Ernest Wichner angehörten und dem auch Herta Müller und Horst Samson nahestanden. Nachdem Ortinau Arbeits- und Publikationsverbot in Rumänien erhielt, verließ er das Land.

Seit 1980 lebt Gerhard Ortinau in Berlin und erhielt im Laufe der Jahre mehrere Stipendien und Literaturpreise. Ortinau setzt sich in seinen Werken häufig mit Fragen der deutschen Minderheit in Rumänien aus-



Als junger Dichter schrieb Gerhard Ortinau zur „Verteidigung des Kugelblitzes“. Ein Leuchten, meint man, ist geblieben

Bilder: DZM



*Nachgerade das Gegenteil moderner Prosa:
Blick in die Ausstellung*

einander. Diese Thematik findet sich auch in den beiden Erzählungen, mit denen der Schriftsteller in der Anthologie „Deutsche Erzähler aus Rumänien nach 1945“ vertreten ist. Die von Olivia Spiridon herausgegebene Publikation wurde im Rahmen der Veranstaltung im DZM kurz präsentiert. Das Programm wurde in Zusammenarbeit mit dem Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen, durchgeführt.

Die Lesung mit Gerhard Ortinau war einer der zahlreichen Programmpunkte, die die Ausstellung „Heimatsachen. Donauschwäbische Grüße zum baden-württembergischen Geburtstag“ im Donauschwäbischen Zentralmuseum begleiteten. Aufgrund der guten Publikumsresonanz wurde die Sonderschau bis zum 3. Februar 2013 verlängert.

Die Präsentation ist das Ergebnis der Zusammenarbeit des Ludwig-Uhland-

Instituts für Empirische Kulturwissenschaft der Eberhard-Karls-Universität Tübingen mit dem Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde und dem Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm. Im Mittelpunkt der Schau stehen Menschen, die zum erfolgreichen Zusammenwachsen des Südweststaates beigetragen haben. Es handelt sich dabei vorrangig um Donauschwaben, die seit 1944/45 als Flüchtlinge, Heimatvertriebene oder Aussiedler hier eine neue Heimat fanden. Sie haben das Land in vielerlei Hinsicht bereichert und erheblich zur Entwicklung Baden-Württembergs beigetragen.

Die Ausstellung und die Begleitpublikation nahmen den 60. Landesgeburtstag zum Anlass und präsentierten dabei herausragende Aspekte der donauschwäbischen Welt. Zu Beginn des Projektes wurden die donauschwäbischen Heimatortsgemeinschaften aufgefordert, dem Land Baden-Württemberg ein symbolisches Geburtstagsgeschenk zu überreichen. 100 Heimatortsgemeinschaften und Vereine haben sich an der Aktion beteiligt und 500 Geburtstagsgeschenke beigesteuert.

Es handelt sich um Erinnerungsstücke aus der alten Heimat in Ungarn, Rumänien, Serbien und Kroatien, aber auch um Dinge, die die Verbundenheit mit ihrer neuen Heimat Baden-Württemberg ausdrücken. Der bei dieser Gelegenheit veröffentlichte Katalog enthält detaillierte Hintergrundinformationen zu den Exponaten.

Die Ausstellung „Heimatsachen“ bildete auch den Ausgangspunkt für ein weiteres Projekt des DZM Ulm. Es handelt sich um die Tagung „Junges Publikum für alte Sachen“, die sich an die Betreuerinnen und Betreuer von Heimatmuseen ehemaliger Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem östlichen Europa richtete. Die Tagung wurde in Zusammenarbeit mit dem Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg (Stuttgart) und dem Institut für Empirische Kulturwis-

senschaft der Eberhard-Karls-Universität Tübingen abgehalten.

Die Wanderausstellung „Die Gerufenen. Deutsches Leben in Mittel- und Osteuropa“ der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen und des Bundes der Vertriebenen wird am 28. Februar im DZM Ulm eröffnet. Die informative Präsentation umfasst eine Zeitspanne von 800 Jahren und deckt geographisch

halb Europa ab, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer und vom Böhmerwald bis zum Kaukasus. Es geht unter anderem um Mähren, um das Baltikum, um die Westkarpaten, um Siebenbürgen, die Gottschee, den Donauraum, Wolhynien, Galizien, um die Bukowina und Bessarabien sowie um den Wolgaraum. (KK)

Brauchtum in Gebrauch halten

Oberplaner Kulturseminar für Deutsche in den böhmischen Ländern sucht Wintertraditionen wiederzubeleben

Auf Einladung der Heimatpflegerin der Sudetendeutschen, Dr. Zuzana Finger, kamen zahlreiche Mitglieder der deutschen regionalen Vereinigungen in Böhmen, Mähren und Schlesien ins Adalbert-Stifter-Zentrum in Oberplan im Böhmerwald, um in einem Kulturseminar unter dem Titel „Das traditionelle Volksleben im Winter“ kulturelle Traditionen ihrer sudetendeutschen

Heimatlandschaften kennenzulernen, wie sie in den Wintermonaten lebendig waren und nach Möglichkeit wieder lebendig werden sollen. Eine ganze Reihe qualifizierter Referenten gestaltete das Programm. Barbara Weingartner, die Leiterin des bekannten Münchner Chorkreises, sang mit den Teilnehmern alte und auch neuere Winter-, Advents- und Weihnachtslieder,

Eine Kordel nur trennt Wunsch und Wirklichkeit, doch der Wunsch nach Wärme bleibt wirklich zu jeder Jahreszeit: Brauchtumsstube im Haus Schlesien

Bild: Haus Schlesien



verzeichnet auf zwei Liedblättern, die mit nach Hause genommen werden konnten zum Weitersingen im Verband oder im Begegnungszentrum.

Einen einführenden Überblick über traditionelle Bräuche in den verschiedenen Heimatlandschaften gab Dr. Zuzana Finger selbst. Marie-Luise Kotzian und Gabi Heisinger bastelten mit den Teilnehmern als Anregung zum Weitertragen in ihre Gemeinschaften Krippenfiguren aus Pappe und Christbaumschmuck aus Perlen, und Lenka Hulková, die Leiterin des Adalbert-Stifter-Museums in Oberplan, berichtete in Wort und Bild vom Brauch des Weihnachtsspiels am Beispiel des wiederbelebten Oberplaner Krippenspiels.

Pavel Sarauer aus Oberplan zeigte den Teilnehmern, wie eine hölzerne „Böhmerwald-Taube“ entsteht, die als Weihnachts-

baum- sowie als Zimmerschmuck verwendet werden kann.

Ein besonderes Kapitel winterlichen Brauchtums in den böhmischen Ländern beleuchtete Dr. Karl W. Schubsky aus Hohenberg/Eger, der die Teilnehmer in die weitgehend unbekanntere Welt der Winterbräuche bei den Juden Böhmens, Mährens und Schlesiens einführte.

Wintergeschichten und -gedichte aus dem Böhmerwald in Hochdeutsch und Böhmerwäldler Mundart, gelesen vom Autor Horst Löffler, und besinnliche Weisen, gespielt von Hans Ascher auf der Zither, schufen die vielbeschworene Besinnlichkeit. Übereinstimmend sprach man sich am Ende des Seminars für weitere derartige jahreszeitbezogene Kulturseminare aus, um an alte kulturelle Traditionen anknüpfen zu können. (KK)

Zur Metapher erstarrt

Darum immer (durch)sehenswert: Das Bernsteinkabinett Ellingen zeigt Schmuckstücke im eigentlichen und übertragenen Sinn

„Goldene Tränen“, „Gold des Nordens“, „Gold des Meeres“ oder „Gold der Ostsee“ – Bernstein hat viele Namen. Schöne Schmuck- und kunsthandwerkliche Stücke aus diesem „goldenen Stoff“ sind im Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen zu sehen. Mit dem Bernsteinkabinett wurde ein weiterer Raum, der das Thema Bernstein behandelt, vollständig umgestaltet. In einem schon vor längerer Zeit fertiggestellten Zimmer werden Geschichte, Herkunft und die Arten der Gewinnung des Schmucksteins beschrieben, der vor Millionen von Jahren als Baumharz mitsamt den Wäldern Ostpreußens im Meer versank.

Bernsteinsammeln, Bernsteinfischen und Bernsteintauchen wurden im 19. Jahrhundert im Samland durch bergbauliche

Gewinnung abgelöst. Interessant für die Geschichtsforschung sind vor allem die Inklusen genannten Stücke, bei denen Tiere wie Spinnen, Fliegen und Würmer von dem flüssigen Harz umschlossen und somit der Nachwelt erhalten wurden.

Im neuen Bernsteinkabinett des Kulturzentrums sind in ansprechend gestalteten Vitrinen Schmuckstücke aus dem fossilen Harz ausgestellt. Eine Wand ist nach dem neuen Gestaltungsprinzip des Kulturzentrums ausgerichtet. Auf fünf Tafeln wird vom Mythos des im Zweiten Weltkrieg verschwundenen Bernsteinzimmers aus dem Katharinenpalast in St. Petersburg über die inspirierende Wirkung des Materials auf den Kunsthandwerker bis zur Geschichte der Schmuckstücke, ausgehend von den



Bei diesem Material wird die Kunst zärtlich:
Hermann Bracherts „Traut“

Bild: Museum

fürstlichen Höfen bis zur Ergänzung der bäuerlichen Tracht, erzählt. Dabei bilden die Tafeln als Einheit einen Blick auf die Landschaft, in der das Rohmaterial auch heute noch in Einzelstücken gefunden wird.

In teilweise geschlossenen Vitrinen, die den Besucher neugierig machen sollen und von ihm geöffnet werden müssen, sind kunstvolle Halsketten und Armreife, aber auch verzierte Bilderrahmen, Feuerzeuge und Aschenbecher zu sehen. Brieföffner und Schatullen ergänzen das Angebot an Gebrauchsgegenständen. Daneben gibt es geschnitzte Figuren wie Schildkröten, Krokodile und Bären, zudem St. Georg mit dem Drachen oder eine Christusdarstellung am Kreuz. All diese Schaustücke sind in farblich abgestimmter Schrift auf den Türen der Vitrinen erläutert, die Rückseite erweckt ebenso wie die großflächige Wand den Eindruck, als stände man am Ostseestrand.

Ein zentral aufgestellter Schaukasten ist den in Silber gefassten und mit Posamenten ergänzten Halsketten und Broschen vorbehalten. Diese Stücke wurden allesamt zur Ergänzung der in Ostpreußen getragenen Trachten verwendet. Ein großflächiges Plakat für die Reichssammlung des Winterhilfswerkes unter dem Titel „Deutsches Gold aus Ostpreußen – für Dein Opfer“ rundet die Ausstellung ab. (KK)

Dieser Stein bürgt nur noch gegen das Vergessen

Die Felsenburg Bürgstein im Elbsandsteingebirge präsentiert sich als Monolith, der historisch zu zergliedern ist

Die Festung Königstein im Elbsandsteingebirge südlich von Dresden/Pirna ist ein weithin bekannter und beliebter Ausflugsort in Sachsen. Ziemlich unbekannt blieb dagegen das böhmisch-sudetendeutsche Bürgstein zwischen Haida und Reichstadt, das nach der steil aufragenden Felsenburg auf einem alleinstehenden 30 Meter hohen und 100 Meter langen Sandsteinfelsen benannt ist.

Der tschechische Name „sloup“ (Säule)

kennzeichnet diese Anlage sehr treffend. Der steile Fels bot sich für die Anlage einer Höhenburg an, um die in der Hussitenzeit und im Dreißigjährigen Krieg manche Kämpfe ausgefochten wurden. Zusätzlich war sie noch durch Teiche am Fuße des Felsens gesichert. In einem von ihnen kann sie sich heute – wenn auch in stark veränderter Form – ungestört spiegeln.

In den letzten drei Jahrhunderten war Bürgstein im Besitz der Grafen Kinsky (bis 1940),



Wäre nicht alles derart mineralisch, man könnte das Ensemble von Fels und Burg organisch nennen

Bild: der Autor

zuletzt Eigentum des deutschen Adligen Emanuel Preysing, bevor der Besitz durch die nationalistische Beneš-Regierung 1945 beschlagnahmt wurde. Im 18. Jahrhundert bewohnten Einsiedler den Felsen, danach wurde er zum gern besuchten romantischen Ausflugsziel. Er bietet nicht nur eine wunderbare Aussicht von seinem Gipfel. Das Innere enthält vielfältig gestaltete Räume, Kapellen, Vorrats- und Wohnräume, Terrassen, einen ehemaligen Kreuzweg, und ganz oben liegt sogar ein Weinberg. Von der mittelalterlichen Burgbefestigung ist allerdings wenig erhalten.

Wer sich dann auf der Straße in Richtung Reichstadt/Schwojka bewegt, kann auf der Höhe gegenüber dem Hotel Zmecek (Schlösschen) mit seiner fidelen Wirtin Renate noch eine hinter hohen Bäumen verborgene Felsenburg entdecken, die wohl einst ebenfalls der Grenzsicherung diente.

So friedlich und romantisch sich heute diese Landschaft des alten Sudetenlandes auch darbietet, sie ist ein Teil der Tragödie der Vertreibung und Enteignung der sudetendeutschen Bevölkerung durch die tschechoslowakische Beneš-Regierung 1945/46. Bürgstein hatte im Jahr 1930 fast 2000 Einwohner, davon 92 Prozent deutscher Abstammung. In der Gaststätte „Zum goldenen Lamm“ debütierte der später berühmte Schauspieler Emil Jannings in Friedrich Schillers „Räubern“, wobei er alternativ den Karl oder den bösen Franz gab. Für das Jahr 1980 wird eine Einwohnerzahl von 770 genannt.

Im nicht weit entfernten Städtchen Haida, 1757 aufgrund der Initiative des Grafen Josef J. M. Kinsky zur Stadt erhoben und durch seine Glasindustrie bekannt geworden, wohnten 1930 mehr als 3000 sudetendeutsche Bürger. Auch dort ereignete sich im Juni 1945 nach dem Einmarsch einer tschechoslowakischen Armeeeinheit eine furchtbare Mordtat. Man erschoss am Rathaus acht Frauen und Männer und später noch den Chefarzt des Krankenhauses. Darüber hat Jan Tichy im Jahre 2007 das ergreifende Buch „32 Stunden zwischen Hund und Wolf“ geschrieben und eine Gedenktafel in Haida initiiert.

Kreuzwege gab es in dieser Gegend noch bis in die jüngste Zeit, nunmehr stehen aber auch Versöhnungskreuze wie das in Haida und seit September 2012 das neue in Reichstadt (siehe KK 1325, S. 17), die an die Zeit der Vertreibungen erinnern.

Rüdiger Goldmann (KK)

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Leid macht einsam, doch man kann es gemeinsam lesen

Lars Peter Schmidt und Kathinka Dittrich van Weringh (Hrsg.): Friedrich-Werner von der Schulenburg. Diplomat und Widerstandskämpfer. Russisch und Deutsch. Drei schwarz-weiße Abbildungen. Moskau 2012, 198 Seiten.

Jochen Hellbeck, Alexander Vatlin, Lars Peter Schmidt (Hrsg.): Russen und Deutsche in der Epoche der Katastrophen. Kriegsgedächtnis und Vergangenheitsbewältigung. Russisch und Deutsch. 66 kommentierte schwarz-weiße Abbildungen. Moskau 2012, 421 Seiten.

Die Jahre 1939 bis 1943 sind die entscheidenden Jahre des letzten Jahrhunderts, in denen der größtenwahnsinnige Nationalsozialismus im Sommer 1941 trotz erster Rückschläge bei Smolensk und vor Odessa noch einen letzten vermeintlichen Höhepunkt erreichte, um nach dem 19. November 1942 in den Untergang zu treiben und Millionen Menschen mit ins Verderben zu reißen.

Der Hitler-Stalin-Pakt mit dem Geheimen Zusatzabkommen am 23. August 1939, der Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 und die sowjetische Großoffensive bei Stalingrad ab dem 19. November 1942, die mit der Kapitulation der 6. Armee am 2. Februar 1943 endete, markieren die Eckpunkte einer selbstverschuldeten Tragödie, in der Hitlers Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion vom Vernichtungskrieg der Roten Armee gegen die Wehrmacht und das Deutsche Reich abgelöst und zur Niederwerfung des Aggressors und zur Teilung Deutschlands und Europas für ein halbes Jahrhundert nach den Vorgaben eben jenes Paktes von 1939, ergänzt um die Abkommen von Teheran 1943 sowie Jalta und Potsdam 1945, führte.

Vor diesem historischen Hintergrund hielt das Moskauer Büro der Konrad-Adenauer-Stiftung 2009 und 2010 zwei bemerkenswerte Konferenzen in Moskau und Wolgograd ab, deren Beiträ-

ge jetzt in Büchern vorliegen. Wenn sich bei dem Hinweis „Konferenzbericht“ vielleicht manches kritische Stirnrunzeln einstellen sollte, so kann hier als Resümee uneingeschränkt festgestellt werden, dass die Zweisprachigkeit der Bücher, die Beteiligung russischer und deutscher Wissenschaftler mit bemerkenswerten Beiträgen, der jedem Artikel beigefügte wissenschaftliche Apparat und die umfassende Konzeption der Publikationen jeden Zweifel sofort zerstreuen.

Die Moskauer Konferenz über Graf von der Schulenburg (1875–1944) wurde von der Rudomino-Bibliothek für ausländische Literatur, der Kulturabteilung der Deutschen Botschaft in Moskau, dem politischen Archiv des Auswärtigen Amtes und dem Büro der KAS in Moskau durchgeführt.

Der Diplomat von der Schulenburg war von 1934 bis 1941 Botschafter in Moskau. Sein ganzes Bestreben während dieser Jahre war es, als erklärter Freund Russlands bei steter Wahrung der deutschen Interessen dem friedlichen Ausgleich zwischen beiden Völkern zu dienen. Als er sah, dass der von ihm miterarbeitete Pakt vom 23. August 1939, in den er große Hoffnungen gesetzt hatte, diesem Ziel nicht diente, sondern von Hitler nur als Hinhaltepakt vorgesehen war, um seinen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion zu planen, schloss Schulenburg sich nach 1942 dem Widerstand an, für den er von Berlin aus mehrfach Möglichkeiten der Kontaktaufnahme mit Moskau sondierte. Obwohl Carl-Friedrich Goerdeler die Verbindung mit den Westmächten präferierte, sah er Schulenburg als Außenminister seiner Nachfolgeregierung vor. Die Kabinettsliste wurde von der Gestapo im Tresor des ausgebombten Hotels Bristol in Berlin gefunden und Schulenburg im November 1944 hingerichtet.

Es ist bemerkenswert, wie einhellig positiv das Urteil der zehn Autoren über Graf von der Schulenburg ausfällt. Die früheren deutschen Botschafter in Moskau, Hans-Georg Wieck und Ernst-Jörg von Studnitz, äußern sich zum Werdegang des Diplomaten und seinem

Weg in den Widerstand. Alexander Tschubarjan (Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften und Direktor des Instituts für Allgemeine Geschichte) schildert Graf von der Schulenburg in einem historischen Porträt, der Historiker Wladimir Sokolow beschreibt seine Freundschaft mit Russland, und Boris Chavkin (Akademie der Militärwissenschaften) befasst sich mit der Beteiligung Schulenburgs an der Verschwörung gegen Hitler.

Der eindrucksvolle Beitrag von Boris Chavkin schließt mit dem politischen Vermächtnis Graf Schulenburgs, das dieser im August 1944, drei Monate vor seinem Tod, dem Botschaftsrat der deutschen Botschaft in Moskau, Gotthold Starke, gegeben hat: „Teilen Sie Herrn Molotow mit, dass ich für die Sache gestorben bin, der ich mein Leben in Moskau gewidmet habe, das heißt, für die sowjetisch-deutsche Zusammenarbeit.“

Das Werk über „Russen und Deutsche in der Epoche der Katastrophen“ ist umfangreicher und natürlich auch facettenreicher. Die zwanzig Beiträge – elf russische, neun deutsche – behandeln die deutsche Sicht auf den Krieg im Osten, das von Arroganz zu Anerkennung sich wandelnde Bild der Nazi-Eliten von der Sowjetunion und Soldatenbriefe aus Stalingrad (wahre und erfundene), Analysen der sowjetischen und deutschen Propaganda während der Schlacht bei Stalingrad und der jeweiligen Feindbilder, der Lage der deutschen Kriegsgefangenen und der Rolle des Nationalkomitees Freies Deutschland, Erinnerungen eines Stalingrader Jungen und das historische Gedächtnis des Großen Vaterländischen Krieges bis hin zu dem Thema Volksgedächtnis und Staatspolitik und Beiträgen zur Schlacht um Stalingrad als Gegenstand von Filmen – ein reiches und differenziertes Spektrum, das hier nur angedeutet werden kann.

Wichtig in Ergänzung der vieldiskutierten Wehrmachtsausstellung ist die Klärung des Begriffes „Vernichtungskrieg“, die der Gründungsdirektor des Deutschen Historischen Instituts Moskau, Bernd Bonwetsch, vornimmt. Schon am 30. März 1941 erläuterte Hitler 250 Generälen des Ostheeres, dass zwar nach konventionellen Wertvorstellungen aller Armeen der Welt, auch der Wehrmacht, der militärische Gegner zugleich Kamerad sei, dieses aber für den geplanten „Russlandfeldzug“ nicht gelte; die Russen seien weder während noch nach dem Kampf Kameraden. Entsprechend wurden

bis in den Frühsommer 1941 eine Reihe von „verbrecherischen Befehlen“ erlassen, in denen die „normalen“ Kriegsvorbereitungen mit Vorstellungen spezifisch nationalsozialistischer Weltanschauung verknüpft wurden: Antibolschewismus, Antisemitismus, Rassismus und Expansionismus.

Mit diesen Vorstellungen wurde „die Vertreibung und das Verhungern-Lassen von Millionen von Menschen als Notwendigkeit vorgesehen“. Bonwetsch führt aus: „Das Erschreckende daran ist weniger, dass Hitler und überzeugte Nazis so dachten. ... Das Erschütternde ist vielmehr, dass auch ‚normale‘ Angehörige der deutsche Eliten nur selten daran Anstößiges fanden.“ In einer Aktennotiz zum Treffen der Staatssekretäre vom 2. Mai 1941 heißt es: „1. Der Krieg ist nur weiter zu führen, wenn die gesamte Wehrmacht im 3. Kriegsjahr aus Russland ernährt wird. 2. Hierbei werden zweifellos zig Millionen Menschen verhungern...“ In diesem Ungeist wurde der Überfall auf die Sowjetunion vorbereitet und am 22. Juni 1941 begonnen. Am 10. Oktober 1941 folgte der berüchtigte Reichenau-Befehl zum „Verhalten der Truppe im Ostraum“ mit der unverhüllten „Aufforderung zu unsoldatischem, verbrecherischem Verhalten in nationalsozialistischem Geiste.“ Hitler bezeichnete den Befehl als „vorbildlich“ und ernannte Reichenau wenig später zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd.

Auch die Informationen über die sowjetische Propaganda in der Schlacht um Stalingrad sind aufschlussreich. So berichtet Alexander Jepifanow (Verwaltungsakademie Wolgograd), dass zwischen November 1942 und Februar 1943 sowjetische Flugzeuge 18 131 000 Flugblätter über den Stellungen der Wehrmacht abwarfen; 318-mal kamen Großlautsprecher zum Einsatz mit 1514 Übertragungen. Sowjetische Propagandaoffiziere entsandten 58 Gefangene (darunter 11 Deutsche) ins gegnerische Hinterland. Am 6. Januar 1943 übergab das sowjetische Oberkommando ein Ultimatum an das deutsche Oberkommando. Dieses wurde mehr als 6000-mal über Radio und Lautsprecher den deutschen Truppen bekannt gegeben.

All das hatte indessen sehr wenig Erfolg – nur eine verschwindende Minderheit der deutschen Soldaten begab sich freiwillig in Kriegsgefangenschaft. Generalfeldmarschall Paulus schrieb in einem Befehl an die Truppe: „In der Gefangenschaft erwartet uns der sichere Tod, entweder

durch eine feindliche Kugel oder durch Hunger und Leid in einem schändlichen sibirischen Lager. Wer sich ergibt und in Kriegsgefangenschaft geht, sieht seine Angehörigen nie wieder. Wir haben nur einen Ausweg – ohne Rücksicht auf Kälte und Hunger bis zur letzten Patrone kämpfen.“ Prophetische Worte: Die meisten der Angesprochenen haben ihre Angehörigen nie wiedergesehen; auch Paulus nicht, der zwar überlebte, aber in der DDR ein alles andere als ruhmreiches und isoliertes Leben führen musste.

Klaus Weigelt (KK)

Emotionslos, doch leidenschaftlich auf Wahrhaftigkeit bedacht

Teja Fiedler: Die Zeit ist aus den Fugen. Vom Kaiserleutnant zum Vertriebenen. Das Leben meines Vaters. Piper-Verlag, München 2010. 320 Seiten, 24 Abbildungen auf Tafeln

Familiengeschichten, die vor allem auf die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts fokussiert sind, gibt es mehr als genug. Als mir dieses Buch mit dem Foto des feschen k. u. k. Leutnants Alois Fiedler auf dem Umschlag empfohlen wurde, zögerte ich, es überhaupt in die Hand zu nehmen. Schon der Titel ist irgendwie antiquiert, dachte ich, dann der eigenartige Vorname, und schon wieder eine von diesen Familiengeschichten ... Ich täuschte mich gründlich. Als ich nachforschte, stellte ich fest, dass diese außergewöhnliche Lebensgeschichte in ihrer Bedeutung für das Verständnis der deutsch-tschechischen Tragödie von 1918 bis 1945/45 von den Rezensenten kaum wahrgenommen und schon gar nicht erkannt worden ist.

„Tief drin im Böhmerwald“, im Dorfe Rohn, eine Gehstunde hinter Prachatitz, beginnt die Geschichte. Vater Isidor Fiedler, ein verständiger Bauer, baut eine zweite, mit Dampfkraft betriebene Sägemühle, sein ältester Sohn Alois darf studieren, erst in Wien, dann in Prag. Im Nationalitätenkampf – hier Deutscher Turnverein, dort Tschechischer Sokol, hier nationale Überheblichkeit, dort die Forderung nach Gleichbehandlung und nationaler Unabhängigkeit – behält Alois, obgleich Mitglied

einer schlagenden Verbindung, einen kühlen, ausgleichenden Kopf. Dann der Weltkrieg, den der Einjährig-Freiwillige, Leutnant der Reserve Alois Fiedler, als Kompanieführer des in und um Reichenberg garnisonierten 74. Infanterie-Regiments von Anfang bis Ende mitmacht, erst in Serbien, dann an der italienischen Dolomitenfront. 1918 trägt ihn sein tschechischer Kompaniefeldwebel Karel Rosicky bei Bassano di Grappa aus dem Kampfgeschehen.

Schon diese Kapitel über den Ersten Weltkrieg sind hervorragende zeitgeschichtliche Schilderungen. In ihnen wird Geschichte so dargestellt, wie sie war, wie sich deren Akteure aktiv und passiv verhalten haben und verhalten mußten, ohne ein Gran besserwisserischen Vorwurfs. Und diese – einzig richtige – Art Geschichtsschreibung hält der Autor, ehemaliger Auslandskorrespondent des „Stern“, das gesamte Buch über durch. Es ist eine Wohltat, geschichtliche Tatbestände nicht nur nach beiden Seiten hin ausgewogen, gut vermittelt und spannend dargestellt, sondern auch und vor allem ohne jede politisch korrekte Verdrehung und Unterschlagung, ohne jeden pseudomoralischen Vorwurf oder gutmenschliches Lamentieren zu lesen.

Das Leben im neugegründeten tschechoslowakischen Staat bringt für die deutschen Bürger entgegen der Versicherung des Präsidenten Thomas Masaryk mancherlei staatsbürgerliche Benachteiligungen. Auch der frisch promovierte Dr. jur. Alois Fiedler muß das bitter erfahren.

Die tschechoslowakische Justizverwaltung lehnt sein Ansuchen auf Aufnahme in den richterlichen Vorbereitungsdienst ohne Gründe ab. 1931 erhält er, auf Lebenszeit, ein Notariat in Dauba in Nordböhmen. Er wird Mitglied der Sudetendeutschen Partei, bleibt aber weiter der auf Ausgleich mit den Tschechen bedachte, politisch kühle Mann. Nach dem Anschluß der Sudetengebiete im Oktober 1938 wird er als Mitglied des Nordböhmischen Automobilclubs ins Nationalsozialistische Kraftfahrkorps übernommen. Er heiratet zum zweitenmal, seine neue Frau beschert ihm zwei weitere Söhne. 1945 rettet ihn die Rote Armee vor tschechischen Partisanen, er wird verhaftet, muß ein bitteres Jahr in der berüchtigten Strafanstalt Prag-Pankraz verbringen und wird 1946 nach Niederbayern ausgewiesen. Dort, in Plattling, findet er seine 1945 in die Sowjetzone vertriebene Familie wieder.

Wer erfahren will, wie die brutale Vertreibung der Deutschen aus den Sudetengebieten im Jahr 1945 wirklich abgelaufen ist und unter welchen entwürdigenden Bedingungen die als „Umsiedler“ und „Flüchtlinge“ abqualifizierten und gerade noch geduldeten Heimatlosen ihren Neuanfang im restlichen Deutschland beginnen mußten, für den sind diese nahezu emotionslos geschriebenen Kapitel Pflichtlektüre! Eine tschechische Ausgabe sollte baldmöglichst folgen.

Hans Pichler (KK)

Ein Rechtsgelehrter über Zeiten des Unrechts

Karl-Joseph Hummel (Bearb.): Paulus van Husen 1891–1971. Erinnerungen eines Juristen vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik Deutschland. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2010, 614 S., 88 Euro

Karl-Joseph Hummel, Direktor der Kommission für Zeitgeschichte (Bonn), überarbeitete 977 Seiten der zwischen 1957 und 1967 niedergeschriebenen Lebenserinnerungen des westfälischen Juristen Paulus van Husen, der dem Oberkommando der Wehrmacht und dem Kreisauer Kreis angehörte, von der Roten Armee aus dem Berliner Zuchthaus befreit und später als Präsident des Oberverwaltungsgerichts sowie des Verfassungsgerichtshofes der höchste Richter des Landes Nordrhein-Westfalen wurde. Die Herausgabe des Buches konnte nur mit mehreren wissenschaftlichen Zuarbeitern geleistet werden. Allein neunhundert Namen mussten zugeordnet und mit ihren Lebensdaten ermittelt werden.

179 Seiten sind van Husens Wirken in Oberschlesien gewidmet, wohin er 1920 für 14 Jahre als preußischer Regierungsassessor geschickt wurde. Bereits nach kurzer Zeit wurde er stellvertretender Landrat in Rybnik und kam vier Jahre später auf Vorschlag seines Freundes Hans Lukaschek in die Gemischte Kommission für Oberschlesien. „Sie war auf der Grundlage des deutsch-polnischen Abkommens vom 15. Mai 1922 eingerichtet worden, um die wirt-

schaftlichen Beziehungen in der fortan geteilten Region einvernehmlich zu regeln und den Schutz der jeweiligen Minderheiten zu gewährleisten.“

Van Husen wies auf die Unterdrückungsmaßnahmen der polnischen Behörden gegenüber der deutschen Minderheit hin und schrieb als engagierter Katholik über die „Gewissensnot der deutschen Katholiken in Polen“. Mit dem Bischof von Kattowitz, dem späteren Kardinal Hlond – der die ostdeutschen Bischöfe nach 1945 widerrechtlich zum Rücktritt zwang – hatte van Husen „keine nähere Fühlung. Er war hoffnungslos chauvinistisch und ungerecht gegenüber den deutschen Katholiken.“ Gute Kontakte pflegte van Husen zum Zentrumspolitiker Prälat Carl Ulitzka, dem „ungekrönten König von Oberschlesien“. Nach der Absetzung Lukascheks als Oberpräsident der preußischen Provinz Oberschlesien und seinem eigenen Einsatz für die Juden lösten die Nazis van Husen ab und versetzten ihn als Oberverwaltungsgerichtsrat nach Berlin.

Am 20. März 1921 hatte van Husen die Volksabstimmung erlebt. „Angesichts des Terrors, welcher der an sich ungestört abgelaufenen Abstimmung vorausgegangen war, und gegenüber der französischen Unterstützung der Polen war das Ergebnis ein deutlicher Sieg für Deutschland.“ Van Husen wurde Zeuge, wie in den an Polen abzutretenden Gebieten „Jammer und Not“ bei den Deutschen herrschte. Eine Zeitlang herrschte „Insurgentenwillkür“ zur Austreibung der Deutschen. „Die damaligen Flüchtlingstrecks waren ein begrenztes Vorspiel des Vertriebenenelends von 1945.“

Van Husen war dabei, als am 17. September 1949 sein Freund Lukaschek zu Adenauer gebeten wurde. Er begleitete ihn nach Bonn, und im Restaurant des Bundeshauses trafen sie den Ostpreußen Linus Kather, der sich Hoffungen auf das Bundesvertriebenenministerium machte. Lukaschek, so van Husen, nahm das Ministerium an unter der Bedingung, dass Adenauer das Verhältnis zu Kather friedlich regeln sollte. „Das ist auch dem äußeren Schein nach geschehen jedoch ohne Aufgabe der Bestrebungen von Kather, der nicht geruht hat, bis Lukaschek aus dem Kabinett wieder ausgeschieden war.“

Norbert Matern

Eine Einrichtung, die viel ausrichtet

Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg (BKGE). Band 20 (2012): Musik. Herausgegeben von Matthias Weber, Redaktion: Detlef Haberland, Jens Stüben. 696 Seiten, zahlreiche Abbildungen

Das BKGE legt erstmalig ein Jahrbuch als Themenband vor. Das Schwerpunktthema Musik wird unter den Rubriken „West-östliche Musikbeziehungen“, „Interpretation und Rezeption“, „Geistliche Musik“ und „Historische Gesangskultur“ präsentiert und insbesondere in interkulturellen und interethnischen Kontexten behandelt. Der Band enthält Beiträge zur Musik- und Kulturgeschichte im östlichen Europa von der frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert.

Außerdem bietet er Berichte über aktuelle Forschungen von Immanuel-Kant-Stipendiaten, Kurzvorstellungen der Arbeiten der drei ersten Immanuel-Kant-Forschungspreisträger 2012 sowie „Annotationen. Neuerscheinungen aus Ostmitteleuropa“.

Das Jahrbuch des BKGE 2013 (Band 21) wird ein primär wirtschafts- und sozialgeschichtliches Thema aufgreifen. Es widmet sich regionen- und fächerübergreifend der „Gründerzeit“.

Jan Salm: Ostpreußische Städte im Ersten Weltkrieg. Wiederaufbau und Neuerfindung. Aus dem Polnischen übersetzt von Katrin Adler, Redaktion: Beate Störkuhl. Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 46, 2012, 304 Seiten, 39,80 Euro

Auf der Basis archivalischer Quellen und der zeitgenössischen Publizistik untersucht Jan Salm den Wiederaufbau der ostpreußischen Städte nach dem Ersten Weltkrieg, analysiert Planungsprämissen und deren Umsetzung und geht auf die beteiligten Architekten ein.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs erlitten die Kleinstädte und Dörfer Ostpreußens schwere Zerstörungen. Doch schon 1915, kurz nach der endgültigen Zurückdrängung der russischen Truppen, begann der staatlich geförderte Wiederaufbau der Region, der neben der Linderung

der Not auch politische Ziele verfolgte: Durch Patenschaften der Städte und Gemeinden im übrigen Deutschland unterstützt und publizistisch intensiv beobachtet, galt die Wiederaufbaukampagne als Manifestation von Patriotismus und ungebrochener Macht. Vom Deutschen Werkbund künstlerisch begleitet, wurde der Wiederaufbau zum Experimentierfeld für die zeitgenössischen Reformideen und trug maßgeblich zur Ausprägung eines standardisierten und langlebigen „deutschen“ Heimatstils bei.

Jan Salm (geboren 1958) ist Professor am Institut für Architektur und Städtebau der Technischen Universität Lodz (Polen) und leitet die Abteilung Architekturgeschichte und Denkmalpflege. (KK)

Deutschland- und Polen-Versteher

Eike Eckert: Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie. Zur Biographie des Historikers Gotthold Rhode (1916–1990). Einzelveröffentlichungen des DHI Warschau 27. 330 S., Abb., 35 Euro

Gotthold Rhode (1916–1990), langjähriger Mainzer Ordinarius für Osteuropäische Geschichte, wird zur Gründergeneration des Faches nach 1945 gezählt und gehörte zu den renommiertesten Polenhistorikern der Bundesrepublik. Diese Studie macht Rhodes Person und sein Wirken erstmalig zum Gegenstand einer ausführlichen Untersuchung. Dabei wird seine Sozialisation in der deutschen Minderheit in Polen ebenso thematisiert wie das akademische und universitäre Umfeld der Ostforschung, landsmannschaftliche Verbindungen sowie fachliche und weltanschauliche Netzwerke.

Die Traditionen der Ostforschung, ihre Neuformierung und Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg sowie die Annäherung von deutschen und polnischen Wissenschaftlern in den fünfziger und sechziger Jahren werden anhand von Rhodes Karriereverlauf herausgearbeitet. Damit leistet diese Biographie einen Beitrag einerseits zur Wissenschaftsgeschichte, insbesondere zur Fachgeschichte der Osteuropaforschung, andererseits zur jüngeren deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte. (KK)

Die Immerwiederkehr der fünf wilden Schwäne

„Sing, sing, was geschah ...“. Die schönsten Volkslieder aus Ostpreußen. Die CD kann für 12,90 Euro zzgl. Versandkosten bezogen werden über: www.cantorka.de, wk&F Vertrieb, Albert-Einstein-Str. 10, 87437 Kempten, Tel.: 0831-5125416, info@cantorka.de

Der Mythos Ostpreußen lebt. Und das nicht nur bei den Vertriebenen und einem Teil ihrer Nachkommen sowie bei den nach regionaler Identität suchenden jüngeren Generationen der heutigen russisch geprägten Einwohnerschaft im Norden des Landes. In den Wintermonaten vermag der rational kaum fassbare Zauber dieses Teils des historischen deutschen Ostens noch mehr auszustrahlen als zu anderen Jahreszeiten. Dann treten nicht nur die schmerzlichen Erinnerungen an den grausamen Heimatverlust im eisigen Winter 1944/45 ins Bewusstsein, sondern auch romantische Reminiszenzen an ein spärlich besiedeltes, landschaftlich überaus reizvolles Gebiet, das seinen Charakter aus einem naturnahen bäuerlichen Lebensstil einerseits und großen Kulturleistungen in den Städten andererseits gewann. Man denkt an Königsberger Marzipan, den Honiglikör Bärenfang, an urtümliche Eiche und edle Trakehner-Pferde, an reichlich Schnee, Sagen und Volkslieder.

Letztere sind ein wichtiges Erbe des Sehnsuchtslandes Ostpreußen. Das „Ännchen von Tharau“ zählt bis heute zum musikalischen Allgemeingut, und Lieder wie „Zogen einst fünf wilde Schwäne“, „Es dunkelt schon in der Heide“ oder „Abends treten Eiche aus den Dünen“ sind längst nicht nur gebürtigen Ostpreußen bekannt. Um auch andere Volkslieder aus dem Land zwischen Memel und Masurischer Seenplatte einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, ist kürzlich diese bemerkenswerte CD erschienen. Es handelt sich um eine von der in Kempten im Allgäu ansässigen Cantorka Liederwelt (www.cantorka.de) erstellte Neuauflage einer Auswahl von 29 Stücken, die die Musikantengilde Halver unter Leitung ihres Dirigenten Harald Falk in den Jahren 1969 bis 1984 für den Westdeutschen Rundfunk (WDR) aufgenommen hat. Darüber hinaus wirkte dieser Chor 1969/70 an der einzigartigen Schallplattendokumentation „Volkslieder aus den deutschen Vertreibungsgebieten“ mit.

Der balladenhafte Gesang der Musikantengilde ist nicht nur der einzigartigen Liedkultur des Memellandes und Masurens eng verbunden, sondern unverkennbar auch den Traditionen der Jugendmusikbewegung um Fritz Jöde. Er überzeugt durch schöne Stimmen und schlichtes Musizieren mit Chorsätzen „voller Empfinden, nie sentimental und immer geschmackvoll“, wie Hans Hoffmann, langjähriger Solist des 1952 gegründeten Chores, im Booklet der CD schreibt. Der aus dem pommerschen Stettin stammende Dirigent Falk arbeitete regelmäßig für die bekannte WDR-Radioreihe „Alte und neue Heimat“, die er häufig selbst moderierte, und erwarb sich große Verdienste um die Pflege und Weiterentwicklung des Liedguts aus den historischen deutschen Ostprovinzen und Siedlungsgebieten.

Harald Falk starb 2008 im Alter von 94 Jahren. Die aktuelle Neuauflage der ostpreußischen Volkslieder seiner Musikantengilde hätte ihn sehr gefreut.

Martin Schmidt (KK)

Schlesisches Haus, offenes Haus

Die wechselnden Sonderausstellungen des Dokumentations- und Informationszentrums für schlesische Landeskunde im Haus Schlesien sind stets willkommene Anlässe für einen Besuch des deutschen Kultur- und Bildungszentrums e.V. in Königswinter-Heisterbacherrott. Hinzu kommen zahlreiche Bildvorträge, Buchpräsentationen und Musikprogramme, denen Gäste von nah und fern beiwohnen. Bekanntlich gibt es im Rahmen der Eröffnungsveranstaltungen nicht nur interessante Vorträge und eine jeweils thematisch passende musikalische Umrahmung, sondern auch informative Rundgänge durch die Ausstellungsräume. Zudem werden regelmäßig öffentliche Führungen in Zusammenarbeit mit der VHS Siebengebirge durchgeführt, zu denen sich die Interessenten anmelden.

Doch es gibt auch Veranstaltungen, die noch nicht allen Freunden des Hauses bekannt sind. Es handelt sich um die monatlich stattfindende „Schlesische Dreiviertelstunde“. Das offene Angebot ohne Voranmeldung gilt derzeit noch weitgehend als „Geheimtipp“, soll das aber nicht bleiben, so Diplomgeographin. Silke Findeisen, die die Rundgänge betreut. Unabhängig von

einer Mindestteilnehmerzahl findet jeden dritten Donnerstag im Monat um 14.30 Uhr eine interessante Führung statt. Zum einen werden Höhepunkte der gerade laufenden Ausstellungen in den Fokus gestellt, zum anderen gibt es auch thematische Rundgänge, die einzelne Sammlungsbereiche und ausgewählte Exponate des Hauses beleuchten.

Im ersten Dreiviertelstündchen dieses Jahres lernten die neugierigen Besucher Prunkstücke aus der umfangreichen Gläserammlung von Haus Schlesien kennen. Unter dem Motto „Kunstvolle Transparenz“ wurden auch Meilensteine der schlesischen Glasherstellungsgeschichte aufgezeigt. Am 21. Februar stehen Persönlichkeiten und Ereignisse, die die schlesische Geschichte geprägt haben, im Mittelpunkt der monatlichen öffentlichen Führung. Die „Eckdaten der schlesischen Geschichte“ reichen von der Heiligen Hedwig über die Schlesischen Kriege bis zur Vertreibung und Flucht. Am 21. März wird sich alles um Küche und Tafel drehen. Während dieser Sonderführung wird historisches Alltags- und Tafelgeschirr zu sehen sein. Ausstellungsstücke aus den Bereichen der Bunzlauer Keramik sowie der schlesischen Fayencen und Porzellanproduktion stehen im Mittelpunkt.

Ausgangspunkt für die Schlesische Dreiviertelstunde im April wird die ab 24. Februar geöffnete Sonderschau „Revolution, Reform oder Restauration – Die Befreiungskriege und ihre Rolle in der deutschen Geschichtsschreibung“ sein. Die Präsentation ist im großen Ausstellungsraum von Haus Schlesien bis zum 30. Juni zu besichtigen. Im Eichendorffsaal wiederum sind bis Anfang Juni Illustrationen von Bruno Stephan unter dem Titel „Der Kappellenwanderweg“ zu sehen.

D. G. (KK)

sfvv.de: neuer Auftritt

Die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung hat eine neue Website. Ab sofort informiert die Bundesstiftung unter www.sfvv.de umfassend über ihre Arbeit. Alle Angebote sind in deutscher und englischer Sprache verfügbar. Unter den Menüpunkten „Stiftung“, „Ausstellungen“,

„Forschung und Sammlung“, „Veranstaltungen“ und „Presse“ finden Internetnutzer Informationen zur Institution und ihren verschiedenen Arbeitsbereichen. Dazu zählen z. B. Informationen über das Profil des geplanten Ausstellungs-, Dokumentations- und Informationszentrums, die Gremien und Publikationen. Außerdem stehen verschiedene Serviceangebote zur Verfügung, z. B. die Online-Anmeldung zu Veranstaltungen, eine Online-Registrierung für den Verteiler oder der Download von Grundlagenpapieren.

Die neue Website bietet ausführlichere Informationen als die bisherige Homepage, Technik und Gestaltung der neuen Internetpräsenz entsprechen den neuesten Standards. Das zentrale gestalterische Element bildet eine Galerie von Fotos, die auf den verschiedenen Unterseiten automatisch wechselnd als Hintergrundbild angezeigt werden. Die aktuelle Bildergalerie befasst sich mit den unterschiedlichen Themenfeldern von Flucht und Vertreibung im 20. Jahrhundert.

(KK)

HDO gründet Kinderchor

Das Haus des Deutschen Ostens München gründet einen Kinderchor. Eine junge und gut ausgebildete Chorleiterin mit viel Freude, Enthusiasmus, Fachkenntnis und Erfahrung in der Leitung eines Kinderchors wartet auf Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren, die Spaß am Singen haben und bereit sind, regelmäßig zu proben. Besondere Vorkenntnisse sind nicht nötig.

Der Chor wird mit Ausnahme der Schulferien einmal pro Woche am Freitagnachmittag im HDO proben und soll nach einer Zeit auch kleine Auftritte absolvieren.

Schnuppertermin ist Freitag, der 22. Februar um 16.00 Uhr im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. Alle Kinder und natürlich auch die Erwachsenen sind herzlich dazu eingeladen.

Jedes Kind nimmt an einer Verlosung teil und kann einen schönen Preis gewinnen. Rückfragen unter poststelle@hdo.bayern.de oder 089/44 99 93-113.

(KK)

Tenor geworden, Kantor geblieben

Ausstellung im Haus der Heimat Stuttgart über Joseph Schmidt aus Czernowitz, einen der ersten Medienstars, Kind und Opfer seiner Zeit

Unter den berühmtesten Tenören des 20. Jahrhunderts nimmt der Sänger Joseph Schmidt eine Sonderstellung ein. 1904 geboren, durchlebte er in einer Zeitspanne von nur acht Jahren unvorstellbare Triumphe – dank dem damals jungen Massenmedium Rundfunk. Schmidts Debüt in Berlin 1929 war ebenso ungewöhnlich wie sein kometenhafter Aufstieg zur Weltelite.

„Joseph Schmidt schaut uns jetzt bestimmt lächelnd über die Schulter“, scherzte Alfred Fassbind, Leiter des Joseph-Schmidt-Archivs im schweizerischen Oberdürnten, bei der Eröffnung der Ausstellung, die das Archiv mit dem Stuttgarter Haus der Heimat zeigt. „Nur die Autogramme von Maria Callas, Enrico Caruso und Joseph Schmidt sind auf Auktionen so teuer, 1000 Euro und mehr“, erklärte er. Für einige seltene, über 80 Jahre alte Muster- und Direktschnittplatten würden Sammler auch den Preis eines Einfamilienhauses bezahlen. Einen der Gründe dafür sieht Fassbind in der Verfehlung und Verfolgung Schmidts in den 1930er Jahren. Die Nationalsozialisten entfernten und vernichteten in großem Umfang Aufnahmen jüdischer Künstler aus den Beständen und Archiven der deutschen Sender. Nur in seltenen Fällen sind diese speziellen, originalen Aufnahmeplatten erhalten geblieben.

Die Ausstellung blickt zunächst auf Herkunft und religiöse Heimat des Sängers – das „jüdische Czernowitz“. Orthodoxe und chassidische, liberale und zionistische Juden prägten an der Wende zum 20.

Jahrhundert das Bild der Stadt mit. Joseph Schmidt lernte alle diese Strömungen kennen. Vater Wolf Schmidt war strenggläubiger Chassid, der kleine Joseph gehörte seit der Übersiedlung der Familie von seinem Geburtsort Davideny nach Czernowitz 1914 einer zionistischen Jugendorganisation an. Später, während des Studiums in Berlin, kam er in Kontakt mit der dortigen liberalen Reformgemeinde.

Entdeckt wurde das musikalische und gesangliche Talent des jungen Joseph Schmidt in der Synagoge. Josef Towstein, Komponist und Leiter des Chores des Israelitischen Tempels in Czernowitz, förderte die Gesangsausbildung des Jungen. Zehn Jahre später, aus dem „singenden Wunderkind aus Davideny“ war bereits ein gefragter Sänger geworden, wurde Schmidt zum ersten Kantor – Vorbeter in der Synagoge – ernannt. Die Ausstellung zeigt erstmals in Deutschland einige Faksimiles von Bittschriften Schmidts an den Vorstand der Kultusgemeinde. Das Staatliche Gebietsarchiv Tschernivcy in der Ukraine hat sie für die Ausstellung zur Verfügung gestellt.

1925 ging Schmidt zu seinem Onkel Leo Engel nach Berlin. Freunde und Förderer ermöglichten ihm ein Studium an der Hochschule für Musik und Gesang bei Professor Hermann Weißenborn, der in späteren Jahren auch Dietrich Fischer-Dieskau zum erfolgreichen Sänger ausbildete. Auf Empfehlung des Direktors der Musikhochschule durfte Schmidt Anfang Februar 1929 beim Rundfunk vorsingen.

Der Leiter der Opernabteilung des Berliner Senders „Funkstunde“, der niederländische Opernsänger Cornelis Bronsgeest, suchte ständig nach neuen Talenten. Schmidt, der mit seiner kleinen Gestalt (nur 1,54 Meter Körpergröße) für die Opernbühne ungeeignet schien, konnte sich mit einer ausdrucksvollen Stimme für den Rundfunk empfehlen. Gleich bei seinem Rundfunkdebüt am 18. April 1929 sang er mit der Rolle des Vasco da Gama in Meyerbeers Oper „Die Afrikanerin“ eine der heikelsten Partien, die es in der Opernliteratur für Tenöre gibt. Sein Auftritt war ein Riesenerfolg. Körbweise ging Fanpost beim Sender ein. Von nun an war „der kleine Mann mit der großen Stimme“ jeden Monat, bis 1933 in insgesamt 42 großen Funkoperproduktionen, über den Berliner Sender zu hören.

Im Herbst 1929 brachte die junge Plattenfirma Ultraphon die ersten Schallplatten



Dem guten Ton verpflichtet, auch im Habitus

Bild aus der Ausstellung

mit der Stimme Schmidts heraus: Arien aus Opern und Operetten. Schmidts Platten verkauften sich mit ungeahntem Erfolg und machten den Tenor zum meistgehörten Sänger Anfang der 1930er Jahre. Sein auf Schellackplatten gepresstes Repertoire listet 209 Aufnahmen auf, darunter allein 41 Opern und 15 Operetten.

Die Carl Lindström AG, damals größte Plattenfirma Europas mit Stammsitz in Berlin, engagierte im Sommer 1929 Joseph Schmidt und andere talentierte junge Sänger für Aufnahmen der gesamten musikalischen Liturgie der jüdischen Reformgemeinde auf über 100 Schallplatten. Damit sollten jüdischen Kultusgemeinden, Altenheimen und Krankenhäusern, die sich aus finanziellen Gründen keinen Kantor leisten konnten, erstklassige musikalische Darbietungen für Gottesdienste zur Verfügung gestellt werden. Die von Schmidt besungenen Schallplatten, darunter auch in hebräischer und aramäischer Sprache, gehören zu den schönsten der Sammlung, die nur noch lückenhaft erhalten ist.

„Die Begeisterung des Publikums hatte fast schon Züge einer Massenhysterie“, berichtete Alfred Fassbind. Aber schon 1933 stellten Kritiker immer öfter die Frage, in welches Fach sie den gefeierten Tenor stecken sollten: War er ein ernst zu nehmender Opernsänger, ein Gesangskünstler oder ein auf Breitenwirkung bedachter singender Filmstar? Joseph Schmidt war sich dieser Gratwanderung immer bewusst. Sein Publikum indes stellte sich diese Fragen nicht. Es jubelte ihm in Breslau, Danzig, Czernowitz und Riga zu, er trat beim Südfunk Stuttgart und an der Königlich Flämischen Oper in Antwerpen auf. Er gastierte zu Wohltätigkeits- und Rundfunkkonzerten in Deutschland, England, den Niederlanden, Belgien, Frankreich, Polen, der Schweiz, Finnland, Österreich, Rumänien, Bulgarien und der Tschechoslowakei. Im Frühjahr 1934 reiste er für mehrere Wochen nach Palästina, wo er ein halbes Dutzend ausverkaufte Konzerte vor jüdischen Landarbei-

tern gab. In der Wiener „Stimme“ schilderte der Tenor seine besonderen Eindrücke von dieser Reise: „Ein unvergessliches Erlebnis ... Das war kein Konzert mehr. Eins waren ich und das Publikum, vorwiegend Arbeiter in ihren schmucken Arbeitskitteln, direkt von der Arbeit kommend ... Ich sang hier aus purer Lust am Singen und zugleich mit dem Bewusstsein der Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft, und im Gefühle, als ob ich mit ihnen eben von der Feldarbeit heimgekehrt wäre ...“

Am 9. Mai 1933 umjubelten im einst größten Kino Deutschlands, im Berliner Ufa-Palast, 2200 Zuschauer die Uraufführung des Joseph-Schmidt-Films „Ein Lied geht um die Welt“. Der 29jährige Joseph Schmidt hatte den Höhepunkt seiner Karriere in Deutschland erreicht – aber auch den Wendepunkt. Wenige Monate zuvor waren die Nationalsozialisten an die Macht gekommen. Dem Juden Joseph Schmidt war bereits im Februar 1933 der Zutritt zum Rundfunkhaus verboten worden. Sein erfolgreicher Film durfte noch einige Zeit gezeigt werden und wurde dann verboten. Ab 1936 war auch der Verkauf seiner Schallplatten, wie vieler anderer „Judenplatten“, in Deutschland untersagt.

Joseph Schmidt emigrierte Ende 1933 nach Wien, feierte dort Triumphe wie schon zuvor in Berlin. In der Donaumetropole standen ihm alle Türen offen. Er drehte hier weitere erfolgreiche Musikfilme, die jedoch dem deutschen Publikum nie gezeigt wurden.

Gerade von einer Konzerttournee an der Ostküste der USA nach Wien zurückgekehrt, konnte sich Schmidt wenige Tage vor dem „Anschluss“ Österreichs an Hitler-Deutschland im März 1938 nach Brüssel absetzen. Mit dem Ziel, Europa zu verlassen, reiste er wie viele andere Flüchtlinge 1941 nach Südfrankreich. Er scheiterte mehrere Male bei dem Versuch, auf legalem Weg in die USA auszureisen. Als gebrochener Mann rechnete er täglich damit, von der Gestapo abgeholt und nach

dem Osten deportiert zu werden. Nur eine Flucht in die Schweiz konnte ihn noch vor dem Verderben retten. Doch die Schweizer Behörden verfügten im August 1942 eine totale Grenzsperr für Flüchtlinge. Am 7. Oktober 1942 gelang ihm bei Genf der illegale Grenzübertritt. Völlig erschöpft wurde er in Zürich, wo er zwei Jahre zuvor noch Konzerte gesungen hatte, aufgegriffen. Die Schweizer Behörden erteilten dem Sänger, der sich mittellos und illegal im Land aufhielt, Auftrittsverbot und wiesen ihn in das Internierungslager Girenbad ein. Die polizeilichen Vernehmungsprotokolle waren sieben Jahrzehnte unter Verschluss. Jetzt werden sie erstmals in der Stuttgarter Ausstellung der Öffentlichkeit präsentiert.

Joseph Schmidt erkrankte im Lager und wurde mit einer Halsentzündung in das Kantonsspital Zürich eingeliefert. Obwohl der Sänger die Ärzte über schmerzhaftes Klemmen in der Brustgegend informierte, wurde er nach zehn Tagen unbehandelt und mit einer fatalen Fehldiagnose als lagerfähig entlassen. Zwei Tage später, am 16. November 1942, starb Schmidt an Herzversagen.

Die Stuttgarter Ausstellung zeigt rund 100 sorgsam ausgewählte Briefe, Fotos, Konzertprogramme, Filmplakate und Filmausschnitte, seltene Rundfunk- und Schallplattenaufnahmen und Exponate aus dem persönlichen Besitz Schmidts. Zum Beispiel zwei Seidenschals, die der Sänger 1932 als Anerkennung für besonders hohen Plattenumsatz von seiner Plattenfirma Parlophon bekam; seinen zerschissenen Toilettenkoffer, der zu seinen wenigen Habseligkeiten im Lager Girenbad zählte; einen goldenen Crayon (Drehbleistift), ein Geschenk der Stadt Czernowitz für Schmidts Benefizkonzert zugunsten eines Kinderspitalbaues.

Die Ausstellung ist bis zum 7. März 2013 in Stuttgart zu sehen.

Carsten Eichenberger (KK)

Der Erde ein zweites Mal entrissen

Archäologische Forschungen nach den tiefliegenden Wurzeln der Bunzlauer Keramik und ihres Ruhmes

Das weltweit bekannte und geschätzte Bunzlauer Steinzeug erfreut sich einer jahrhundertalten Tradition. Doch trotz langer Forschungen in Deutschland und Polen war es bisher nicht möglich, die genaue Entstehungszeit der ersten künstlerischen Erzeugnisse und die Standorte der ältesten Töpfereien in Bunzlau/Bolesławiec zu bestimmen, denen die Stadt ihre Berühmtheit und ihren Beinamen „Stadt des guten Tones“ verdankt.

Erst dank der archäologischen Untersuchungen, die 2007 in Bunzlau durch die Mitarbeiter des Keramikmuseums Bunzlau/Muzeum Ceramiki w Bolesławcu mit Unterstützung des Archäologischen Instituts der Universität Breslau/Wrocław

durchgeführt wurden, konnten die Überreste der bis heute ältesten untersuchten Töpferei der Neuzeit geborgen werden. Die Ausgrabungen förderten etwa 18 000 Fragmente von keramischen Erzeugnissen zutage, darunter acht Objekte, die fast vollständig erhalten geblieben sind. Die ältesten Funde stellen Fragmente von Gefäßen dar, die der sogenannten Falke-Gruppe zugeordnet und ins 15. und 16. Jahrhundert datiert werden. Die jüngsten Funde sind Tonpfeifen aus dem 18. Jahrhundert.

Diese Entdeckung bot die Voraussetzung für die Entstehung eines wissenschaftlich-museumspädagogischen Projekts, das vom Muzeum Ceramiki und dem Schlesischen Museum zu Görlitz mit Unterstützung des



Wie aus dem Boden gestampft – dabei sind sie es ja wirklich: Flaschen mit Rollrädchendekor
Bilder aus der Ausstellung

Sächsischen Landesamtes für Archäologie Dresden sowie des Kunstgewerbemuseums Schloss Pillnitz durchgeführt wurde. Die Ehrenpatenschaft übernahm Bogdan Zdrojewski, der Minister für Kultur und Nationales Kulturerbe der Republik Polen.

Über zwei Jahre lang bearbeiteten die Mitarbeiter des Muzeum Ceramiki das Fundmaterial. Bei den Inventarisierungs- und Restaurierungsarbeiten konnten insgesamt 101 Gefäße aus dem Zeitraum vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts rekonstruiert werden. Dabei handelt es sich überwiegend um Töpfe, Dreibeinpfannen, Dosen mit Kugelfüßen, Apothekengefäße, Krüge, Tüllenkannen, Flaschen, Schüsseln und Teller. Außerdem fanden die Wissenschaftler Schüssel- und Blattkacheln, Pfeifen und Figuren sowie technische Keramik: Brenn- und Stapelhilfen sowie Muffeln. Die Funde werden der Öffentlichkeit zum ersten Mal in einer Sonderausstellung präsentiert, die im Muzeum Ceramiki in Bunzlau am 15. Dezember 2012 eröffnet wurde. Hier ist sie bis zum 10. März 2013 zu sehen. Im Anschluss daran, vom 13. Juli bis zum 31. Oktober 2013, wird sie im Schlesischen Museum zu Görlitz gezeigt.

In der Ausstellung sind zudem reich dekorierte Bunzlauer Gefäße des 17. Jahrhunderts zu bewundern, die aus zahlreichen privaten und musealen Sammlungen in Deutschland und Polen ausgeliehen wurden. Einen besonderen Platz nimmt der „Bunzlauer Schatz“ ein, die größte zusammenhängende Kollektion von frühen Bunzlauer Gefäßen besonderer Güte, die das Muzeum Ceramiki kürzlich erwerben konnte. Die Ausstellung lädt darüber hinaus zum Vergleich mit den Erzeugnissen aus den namhaftesten europäischen Standorten der Steinzeugproduktion ein und bietet einen einzigartigen Überblick über die mitteleuropäische Keramik um 1600.

Die Ausstellungsmacher möchten das spezifische Thema ihrer Schau durch moderne, interaktive Präsentationsformen,



Es gibt Formen, über denen man fast den Inhalt vergisst

Filme und Multimedia-Anwendungen einem breiten Publikum näherbringen. Für die jüngsten Besucher wurde ein museumspädagogischer Bereich zur spielerischen Erforschung der Geschichte der Bunzlauer Keramik eingerichtet. Ein umfangreicher, reich bebildeter deutsch-polnischer Katalog bietet wissenschaftliche Beiträge sowie Übersichten zur Bunzlauer Keramik des 17. Jahrhunderts und zu den wichtigsten europäischen Zentren der Keramikproduktion.

Die Ausstellung und die Publikationen sind ein Teil des Projektes: „Das moderne Museum – ein attraktives grenzüberschreitendes Bildungsangebot“, das aus den Mitteln des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung im Rahmen des Operationellen Programms der grenzübergreifenden Zusammenarbeit Sachsen – Polen 2007–2013 finanziert wird. (KK)

„Jeder nach seinem Talent“, sagte Max Liebermann, aber auch jede nach ihrem

„Frauen der Secession“ des Museum Schlösschen zu Wertheim
jetzt in der Berliner Liebermann-Villa

„Die Gründung der Secession war ein Zeichen jugendlich aufstrebenden Lebens“, sagte Max Liebermann 1908 zum zehnjährigen Bestehen der Künstlervereinigung, „sie fällt zeitlich mit dem immer siegreicher vordrängenden Impressionismus zusammen. Aber der Impressionismus ist nicht – wie man es täglich hören und lesen muss – eine Richtung, sondern eine Weltanschauung: Jeder kann in ihr nach seinem Talent selig werden.“

Zu den Gründungsmitgliedern der Berliner Secession gehörten neben Max Liebermann so bekannte Maler wie Ludwig Dettmann (ab 1900 Direktor der Königsberger Kunstakademie), der Bromberger Walter Leistikow und der Bildhauer Fritz Klimsch.

Abwehr, Offenbarungseid, was ist es, wenn die Malhand gemalt wird, als könnte sie es gar nicht?

Bilder (auch Titel): Lentos Museum Linz



Aufgrund ihrer Opposition gegen die starre akademische Ausbildung gilt die Secession als Synonym für die Moderne. Sie war die erste Künstlervereinigung, die auch Frauen aufnahm. Diese hatten es Anfang des 20. Jahrhunderts schwer, eine professionelle Ausbildung zu bekommen, und mussten daher privaten Malunterricht nehmen. Die meisten der Protagonistinnen sind heute längst vergessen, einzig Käthe Kollwitz ist ihren Weg gegangen.

Im Herbst vergangenen Jahres waren im Museum Schlösschen im Hofgarten zu Wertheim, das eine umfangreiche Sammlung von Gemälden der Berliner Secession besitzt, Werke der ersten weiblichen Mitglieder, unter anderem von Julie Wolfthorn, Dora Hitz, Sabine Lepsius und Ernestine Schultze-Naumburg, zu sehen. Nun wird eine Auswahl der in Wertheim ausgestellten Bilder in der Berliner Liebermann-Villa gezeigt. Unter dem Titel „Frauen der Secession“ werden bis zum 4. März Werke der beiden Mitgründerinnen Sabine Lepsius, deren Vater Gustav Graef aus Königsberg stammte, und der Fränkin Dora Hitz sowie der erst vor wenigen Jahren wiederentdeckten Clara Siewert und der bekanntesten, Käthe Kollwitz, präsentiert. Grund genug, die weniger bekannten Künstlerinnen kurz vorzustellen.

Clara Siewert, 1862 geboren auf Gut Budern im westpreußischen Kreis Preußisch Stargard, wurde vor vier Jahren durch eine große Retrospektive vom Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg gewürdigt. Sie studierte wie Käthe Kollwitz unter anderem bei Karl Stauffer-Bern, nahm bald an vielen Ausstellungen teil und hatte Kontakt zu Lovis Corinth, Max Liebermann und Walter Leistikow. Ihre Arbeiten sind vor allem

mit der Sichtweise des 19. Jahrhunderts verbunden und umfassen Selbstbildnisse, Kinder- und Aktdarstellungen sowie Bilder mit mystisch-religiösen Motiven. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde es still um Clara Siewert, die zurückgezogen in ihrem Atelier lebte. Sie starb 1944 bei einem Bombenangriff in Berlin und hinterließ nur wenige Werke, da auch die meisten Bilder zerstört wurden. Und so ist es ein Glücksfall, dass die Regensburger nach intensiver Recherche noch einige Arbeiten fanden, welche die Künstlerin zu Lebzeiten verkauft hat.

Auch das Ende von Dora Hitz (1856–1924) war nicht ruhmreich. Die Malerin, die einst von der Königin Elisabeth von Rumänien

Aufträge erhielt und 1906 mit dem Villa-Romana-Preis geehrt wurde, starb verarmt und deprimiert in Berlin. Am 7. Dezember 1924 notierte ihre Freundin Käthe Kollwitz in ihrem Tagebuch: „Die Dora Hitz ist gestorben. Ganz einsam. 71jährig. Als ich letztes Mal bei ihr war, bat sie mich, wenn sie stürbe, an ihrem Sarg zu sprechen. Ich sagte ja. Aber jetzt hätte ich es doch gern zurückgezogen. Außerdem war ich fiebrig. Ich schrieb dann nur etwas auf und Wolfthorn hat es am Sarge verlesen.“

Ein Katalog zur Ausstellung in der Liebermann-Villa am Wannsee ist im Verlag Boyens erschienen.

Silke Osman (KK)

Durch die Welt der Kunst geht nie ein Riss

Tut sich dieser doch in der Kunst selber auf: Sammlung Riese

Mit „Dialog über Grenzen“ stellt das Kunstforum die exklusive Sammlung des ehemaligen FAZ- und ARD-Journalisten Hans-Peter Riese vor. Die repräsentative Auswahl an Exponaten von Künstlern wie

Klaus Staudt, Barbara Klemm, Günther Uecker, Eduard Steinberg, Grisha Bruskin oder Jan Kubíček und Zdenek Sýkora (siehe auch in unserem vorigen Heft S. 27) zeigt parallele Stilentwicklungen im Osten und

Es gibt Blindheit, gegen die ist kein Zivilschutz gewachsen – so er es denn überhaupt wollte: Grisha Bruskin, On the Edge

Bild: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg



Westen während des Kalten Krieges auf. Während seiner Korrespondententätigkeit u. a. in Prag, Bonn, Moskau und Washington trug Hans-Peter Riese (geboren 1941) eine herausragende Sammlung von mehr als 300 Gemälden, Grafiken, Plastiken und Objekten zusammen. Diese Ausstellung zeigt eine repräsentative Auswahl des Bestandes, der sich schwerpunktmäßig auf die konzeptuelle und konstruktive Kunst sowie die Op-Art der 1960er und 1970er Jahre konzentriert. Darüber hinaus lassen sich auch Beispiele des Informel der 1950er Jahre und der neuen Figuration finden. Im Parcours durch die Ausstellung stellt sich

immer wieder die bislang kaum beleuchtete Frage nach der Parallelität von Kunstentwicklungen im Osten und Westen.

Die Präsentation im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg beschließt die Ausstellungstournee mit Stationen in Kutná Hora/Prag, Düren, Erfurt, Schloss Achberg, Landkreis Ravensburg, und Lübeck. Als Ergänzung zur 2008 gegründeten Michaela-Riese-Stiftung geht ein Teil der Sammlung im Anschluss an die Ausstellung als Stiftung in das Kunstforum Ostdeutsche Galerie über. Zur Tournee erschien 2011 ein Katalog im Wieland Verlag, Köln (19,80 Euro). (KK)

Die Königin der Instrumente soll wieder regieren

Orgel-Stiftung Petrikerche Riga

Die letzte Orgel der Rigaer Petrikerche wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Nach dem Krieg wurde die Kirche bis zum Jahr 1984 wiederaufgebaut – jedoch als Ausstellungs- und Konzertraum und ohne Orgel. Zwei Versuche lettischer Idealisten, wieder eine Orgel zu installieren, scheiterten an den Finanzen.

Die St. Petrikerche gehört zusammen mit dem Dom zu den ersten beiden großen Gotteshäusern, die zu Beginn der Christianisierung im Baltikum im 12. und 13. Jahrhundert in Riga gebaut wurden. Wie die Altstadt Rigas gehört auch die Petrikerche seit 1997 zum Weltkulturerbe der UNESCO.

Neben der kirchlichen weist sie auch eine großartige internationale musikalische Tradition auf. Dafür steht nicht zuletzt das Schaffen des im 18. Jahrhundert dort tätigen Organisten Johann Gottfried Mützel, der Johann Sebastian Bachs letzter Schüler war. Mit dem Bau einer barockorientierten neuen Orgel soll an diese durch



Der Turm der Petrikerche

die Kriegszerstörung der Petrikerkirche abrupt abgebrochene Tradition angeknüpft werden. Zu diesem Zweck wurde die „Orgel-Stiftung Petrikerkirche Riga“ mit Sitz in LV-1010 Riga, Albertstrasse 13, gegründet. Unter der Schirmherrschaft von Gidon Kremer und unter der Leitung von Rudite Livmane-Lindenbeck, Babette Baronin von Sass und Professor Valters Nollendorfs hat sie sich zur Aufgabe gemacht, dieser Kirche im Herzen von Riga eine neue Barockorgel zu bauen. Die 1734 vom Orgelbauer Gottfried Kloosen erbaute, bis 1884 in der Petrikerkirche befindliche Barockorgel soll rekonstruiert werden. Damit soll aber nicht nur die Petrikerkirche, sondern auch die Musikkultur Rigas um ein Vielfaches bereichert werden.

Der Instrumentenbau ist seit jeher ein sich im internationalen Austausch entwickelndes Gewerbe. Der Orgelneubau in der Petrikerkirche wird vom Baltischen Orgelzentrum in Stralsund betreut und soll durch möglichst viele im Baltikum ansässige

Beteiligte und Ausführende erfolgen, die sich zugleich mit weiteren kompetenten Partnern im europäischen Ausland austauschen. In diesem Sinne wird mit dem Orgelprojekt in der Petrikerkirche insbesondere auch das Ziel eines Ausbildungs-, Weiterbildungs- und Wissenschaftsprojekts vor Ort verfolgt. Der Bau der neuen Orgel in der Petrikerkirche kann nur im internationalen Zusammenwirken von Wissenschaft, Kunst, Handwerk, engagierten Firmen und all denen gelingen, die sich mit Riga und der lettischen Kulturnation verbunden fühlen.

Ergänzende Auskünfte erteilt die Vorstandsvorsitzende der Orgelstiftung, Babette Baronin von Sass, Oehlertplatz 6, D-12169 Berlin, bvsass@web.de, außerdem finden sie sich unter www.peters-church-organ-riga.com. Am 4. Februar, 19.30 Uhr, gibt in der Peterskirche in Basel Babette Mondry, Organistin der Kirche, gemeinsam mit lettischen und Schweizer Musikern ein Benefizkonzert. (KK)

Wo man singt, da lass dich, Schlesier, nieder

Tagung des Arbeitskreises Schlesische Musik

Die nächste Tagung des Arbeitskreises Schlesische Musik zum Thema „Musik im Schloss“ wird auf der Burg Gemen stattfinden, einem über 900 Jahre alten Wasserschloss im westlichen Münsterland.

Musik, Theater und Tanz zierten und begleiteten stets das Leben auf den Burgen und Schlössern Schlesiens. Im ganzen Reich kannte man schon im Hochmittelalter die Musikliebe der herzoglichen Hofhaltung in Breslau, denn Herzog Heinrich IV. selbst war Minnesänger. Musik erklang bei Staatsaktionen und festlichen Banketten. Die Barockfürsten von Liegnitz und Brieg schmückten sich mit hervorragenden Hofmusikern und verbreiteten ihren Ruhm, indem sie diese

manchmal an andere Höfe „ausliehen“. Die Burgen und Schlösser boten nicht oft weitläufige Räumlichkeiten. Dennoch errichtete z. B. der Breslauer Fürstbischof auf seinem Schloss Johannisberg ein Schlosstheater, in dem Carl Ditters von Dittersdorf mit wenigen Berufsmusikern, Hofbeamten und Musikenthusiasten der Umgebung Opern und Singspiele zum Besten gab.

Auch im 19. und 20. Jahrhundert boten die Grafen und Herzöge manchem Solisten und Orchester Gelegenheiten für Auftritte oder machten sich einen Namen als Musikmäzene. Auch Joseph von Eichendorff berichtet von seiner Kindheit und Jugend auf Schloss Lubowitz in Oberschlesien,

die von Musik durchzogen war. Die adligen Familien der Region versammelten sich oft und gerne auf einem der Schlösser der Nachbarschaft zu ausgelassenen Winterbällen und Maskeraden. Immer gehörten die Dienerschaft, oft auch Lehrer, Pfarrer und Arzt und mancher geschickte Musikant unter den Handwerkern und Bauern zu den Feiernden. So sehr der Hochadel darauf Wert legte, an den Neuheiten der Kunst seiner Zeit Anteil zu haben, so volksverbunden war der Landadel, auf dessen unzähligen

Schlössern die Arbeitslieder des Gesindes und die Tänze der Volksmusikkapellen erklangen.

So gibt es viele Musikstücke ganz unterschiedlicher Art, die in Gemen in Angriff genommen werden können. Und auch ein Schlossfest wird sich damit standesgemäß ausschmücken lassen.

Informationen und Anmeldungen bis zum 30. April 2013 bei Dora Gallus, Mahlsdorfweg 53, 30179 Hannover. (KK)

KK-NOTIZBUCH

Im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung „Angekommen“ im **Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus** (vgl. S. 7) wurde mitgeteilt, dass auf Beschluss des Vorstandes und des Kuratoriums der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus der Text der **Charta der deutschen Heimatvertriebenen** im vorderen Foyerbereich auf einer Glastafel angebracht wurde. Die Original-Bronzetafel war im Zuge der Neugestaltung zusammen mit der Büste des Namenspatrons hinter den Ausstellungsraum verlegt worden und damit nicht immer sichtbar.

Der **Evangelische Kirchentag** hat eine **Oper** über den in Breslau geborenen Theologen und Widerstandskämpfer **Dietrich Bonhoeffer** (1906–1945) in Auftrag gegeben. Die Regie wird die ehemalige Intendantin der Deutschen Oper Berlin, Kirsten Harms, übernehmen. Komponiert wird die Oper von Stephan Peiffer. Die Oper soll auf dem 34. Evangelischen Kirchentag am 2. Mai 2013 uraufgeführt werden.

Egor Lykov in Saratov stellt mit seinem Projekt „**Zeitreisen**“ den Nachkommen der **Wolga- bzw. Russlanddeutschen** eine Möglichkeit zur Verfügung, **Familiengeschichte** zu bewahren und erfahrbar zu machen. Mehr Informationen sind auf der Website zeitreisen.tk (auf Russisch) und de-zeitreisen.tk (auf Deutsch) zu erlangen.

Genau an **Gerhart Hauptmanns** 150. Geburtstag, gleichzeitig am 100. Jahrestag der Verleihung des Nobelpreises für Literatur, dem 15. November 2012, enthüllte der Breslauer Generalkonsul der Bundesrepublik Deutschland, Dr. Gottfried Zeitz, eine kleine Tafel, die an den Dichter an einer seiner ersten Bildungsstätten erinnert. Am **Gebäude der Breslauer Kunstakademie** (Akademia Sztuk Pieknych im. Eugeniusza Gepperta we Wroclawiu) wird nun ihr berühmter Schüler öffentlich geehrt. An anderer Stelle, dem Gebäude der alten Zwinger-Realschule gegenüber der Oper, erinnert ein Hinweis an ihren einstigen Schüler. (KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Postfach 490280, 12282 Berlin
PVSt, DPAG, Entgelt bezahlt, 58106



www.kulturportal-west-ost.eu

Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 9066011/-2, Fax -8
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dankbar
für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer
selbstgestellten Aufgabe, ostdeut-
sches kulturelles Erbe bewusst und
europäischen kulturellen Austausch
lebendig zu erhalten.

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**